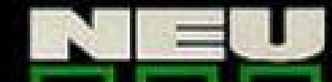
1,90 DM / Band 702
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Nacht der bösen Frauen

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Die Nacht der bösen Frauen

John Sinclair Nr. 702

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 17.12.1991

Titelbild von Luis Martinez Roca

Sinclair Crew

Die Nacht der bösen Frauen

Vor mir stand Dracula!

Der echte Dracula, Vlad Dracula, der Pfähler, der Blutgraf, der Tyrann und Despot.

Nicht in Verkleidung, auch nicht von Christopher Lee gespielt. In der Grube vor mir stand der historische Dracula, und er war wie aus dem Nichts erschienen. Er stand zwischen den Pfählen, auf denen sonst seine Opfer aufgespießt wurden, schaute sich um und machte dabei den Eindruck eines Menschen, der sich fremd fühlte. Er schien einfach nicht zu wissen, wo er sich befand, aber selbst der in der Grube umherstromernde Wolf zog sich winselnd zurück, kratzte mit seinen Pfoten an den Pfählen und brachte soviel Distanz wie möglich zwischen sich und dem Blutgrafen.

Auch mich hatte das Erscheinen dieses Tyrannen überrascht, warf sie doch all meine Bilder, die ich mir bisher von einem Dracula gemacht hatte, über den Haufen.

Da stand kein hochgewachsener, kräftiger Vampir vor mir, sondern ein relativ kleiner Mann mit einem bleichen Gesicht und einem dunklen Bart. Seine Stirn war ziemlich groß, darunter sah ich die stechenden Augen, die schon etwas Gefährliches ausstrahlten.

Was mich außerdem überraschte, war seine Kleidung.

Er trug einen dunklen Mantel, der ihm zwar paßte, der aber trotzdem nicht zu ihm gehörte, denn diesen Mantel hatte ich eigentlich bei einer anderen Person vermutet.

Bei der Hexe Assunga nämlich, denn ihr waren wir auf der Spur. Suko und Marek an einer anderen Stelle als ich. Ich war im Wald zurückgeblieben, und zwar dort, wo sich die Ruinen eines kleinen Lustschlosses befanden, das einmal dem Grafen Dracula gehört hatte.

In diesem Pavillon der Ruine hatte ich auch die mit Pfählen gespickte Grube entdeckt und Bescheid gewußt. In diese Grube waren früher die Opfer hineingeworfen worden, die dann auf grausame Art und Weise ums Leben kamen.

Assunga, die Hexe!

Mit ihr und ihrer Erweckung im fernen London hatte alles begonnen. Sie lebte wieder, und sie hatte sich auf die Suche nach einem mächtigen Verbündeten gemacht, nach Dracula II alias Will Wallmann, doch sie hatte nicht ohne ein Geschenk zu ihm kommen wollen und hatte sich deshalb auf die Suche nach dem Mantel des Vlad Dracula gemacht und ihn auch gefunden.

Dieser Mantel war etwas Besonders. Er schaffte es, seinen Träger in verschiedene Zeiten zu versetzen. Man konnte mit ihm in die Vergangenheit reisen, das hatte ich mittlerweile herausgefunden.

Und man konnte auch aus der Vergangenheit wieder in die Gegenwart zurückkehren, wobei der Mantel nicht nur auf einen bestimmten Träger beschränkt blieb, wie ich hier sehr genau sah.

Diesmal trug Dracula ihn. Daß er ihn umgehängt hatte, ließ darauf schließen, daß sich die Hexe Assunga in seiner Zeit befand, wo er so grausam regiert hatte.

Aber warum hatte sie ihm den Mantel überlassen? Ich hätte gern mit Dracula einige Worte gewechselt, er aber würde kaum meine Sprache sprechen und machte auf mich auch nicht den Eindruck eines gewalttätigen Menschen.

Er stand nur da.

Ich schaute ihn an, er blickte mir ins Gesicht.

Als ich mich bewegte und Anstalten traf, wieder in die Grube zu klettern, hörte ich ihn sprechen.

Einige rauh klingende Worte schickte er mir entgegen, das war auch

alles, was er sagte. Dabei schüttelte er den Kopf, als wollte er mich abwehren.

Ich redete ebenfalls mit ihm.

Er stampfte mit dem Fuß auf.

Dann streckte ich meinen Arm über die Grube und deutete ihm an, meine Hand zu nehmen.

Er zögerte noch. Wahrscheinlich vermißte er seine Waffen, auch seine Soldaten oder Wächter, denn allein war ein Potentat wie er nie zurechtgekommen.

Der Blutgraf fühlte sich in seiner Grube unwohl, er kam damit nicht zurecht, und er betastete schließlich die Pfähle, als wollte er ihre Haltbarkeit überprüfen.

Das Ergebnis schien ihm nicht zu gefallen, denn die alten Pfähle hatten im Laufe der Zeit gelitten.

Sie waren morsch geworden. Einige von ihnen waren auch unter meinem Gewicht zerbrochen.

Noch immer zögerte ich.

Sollte ich in die Grube klettern? Sollte ich versuchen, ihn zu mir zu holen, um mit ihm zu reden? Es wäre so etwas wie eine historische Chance für mich gewesen, oder sollte ich versuchen, mit ihm zusammen und durch die Kraft des Mantels in eine andere Zeit zu reisen?

Während ich noch überlegte, ging der Graf zurück, bis er gegen eine Grubenwand stieß, dann konzentrierte er sich und war wieder weg.

Vor mir lag eine leere Grube. Ich stand an deren Rand und wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Ich starrte gegen die Pfähle, spürte im Hinterkopf ein leichtes Hämmern und fragte mich, ob ich geträumt hatte oder nicht.

Der Wolf jaulte jämmerlich. Seine Unruhe war mir jetzt verständlich geworden. Er hatte schon eher gespürt, daß etwas nicht stimmte und hatte sich deshalb so anders benommen.

Ich hatte die Chance verpaßt, mit dem echten Dracula zu reden. Ich hätte mich selbst irgendwohin treten können, aber es war nicht mehr zu ändern. Ich stand allein am Rand der Blutgrube und hatte Vlad Dracula wie eine Vision erlebt.

Verflucht auch!

Ich beschimpfte mich selbst, nannte mich einen Narren und Idioten, aber es änderte nichts an der Tatsache, daß ich Dracula nicht mehr sah und ihn wahrscheinlich auch nicht mehr Wiedersehen würde.

Dabei war es mir nicht einmal um ihn gegangen, sondern um die Hexe Assunga. Er war dabei so etwas wie ein Nebenprodukt geworden. Ich hätte zudem nie gedacht, daß dieser Fall derartige Kreise ziehen würde. Eigentlich war es mir darauf angekommen, Mallmanns Aufenthaltsort herauszufinden. Die Hexe hätte mich zu

ihm führen können.

Aus persönlichen Gründen hatte sie eben diesen Umweg gemacht, und wir waren nun in diesen Schlamassel hineingeraten.

Eine leere Grube. Zumindest menschenleer. Der graue, struppige Wolf durchstreifte sie noch immer, als würde er irgendwo ein Stück Beute finden, an dem er sich laben konnte.

Zwei seiner Artgenossen waren tot, er hatte überlebt, nahm plötzlich Anlauf und stieß sich ab. Sein Körper schnellte wie ein grauer Schatten hoch. Die Vorderläufe erwischten den Rand, klammerten sich daran fest, hielten auch das Gewicht, und einen Moment später gelang es ihm, sich in die Höhe zu ziehen und aus der Grube zu klettern.

Ich war zurückgewichen und wartete auf die Reaktion des Tieres.

Der Wolf tat nichts.

Er blieb ruhig, er schaute mich an, dann drehte er den Kopf, als könnte er meinen Blick nicht mehr ertragen. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, daß er mich angreifen würde, aber er dachte nicht daran. Beinahe wie ein folgsamer Hund trottete er in meiner Nähe herum und war wenig später im Wald verschwunden.

Zurück blieb ich.

Allein diesmal, und ich fragte mich wieder einmal, ob es richtig gewesen war, hier oben zu warten und darauf zu hoffen, daß Assunga noch einmal zurückkehrte.

Sie hatte das Beste getan, was sie tun konnte. Mit Hilfe ihres Mantels war sie in die Vergangenheit geflohen, obwohl sie sich am selben Ort aufhalten würde, wie ich.

Hatte ich richtig gehandelt?

Ich wußte es nicht. Ich wußte im Prinzip gar nichts mehr, denn es gab auch keinen Punkt, wo ich den Hebel ansetzen konnte. Ich mußte einfach warten und auf die Nacht hoffen, denn sie war schließlich die Zeit der Geister und des Umbruchs.

Meiner Ansicht nach konnte Assunga nicht mehr lange in der anderen Zeit ausharren. Sie würde einfach zurückkehren müssen. Dann war ich da, um sie zu erwarten…

***

Fast wäre der große Vlad Dracula vor die Füße der Hexe Assunga gefallen, als er plötzlich wieder aus dem Nichts erschien und seine Reise hinter sich gebracht hatte.

Er stand wieder da, wo er verschwunden war, schaute sich um, rieb über sein Gesicht, taumelte noch zur Seite und wäre beinahe in seine Blutgrube gestürzt, die wieder Nachschub bekommen hatte und in der sich der Geruch noch mehr intensiviert hatte.

Assunga hielt ihn fest.

Sie lächelte wie eine Siegerin. Es tat ihr gut zu wissen, daß sich der

große Tyrann jetzt in ihren Händen befand, und das sahen auch die sechs Frauen, die sich Vlad als neue Gespielinnen ausgesucht hatte, um sich die folgenden Nächte zu verschönern. Sie begriffen kaum, daß die Gefahr für sie vorüber war, denn zwei von ihnen hatten in der Blutgrube des Wahnsinnigen landen sollen, um dort gepfählt zu werden. Das war nun vorbei.

Assunga hatte ihre Hände auf die Schultern der beinahe schmächtigen Gestalt gelegt. Sie schüttelte ihn durch, und dabei bewegte er nickend den Kopf.

»He, komm zu dir!«

Diesen Ton hätte sich niemand erlauben dürfen, aber Assunga sprach so mit ihm. Sie wußte ja, daß sie in diesem Fall wesentlich stärker war als der Blutgraf, der nicht dasselbe Schicksal erleiden wollte wie zwei seiner Soldaten. Sie waren durch die Feuerblicke der Hexe verbrannt und in die Grube auf die noch leeren Pfähle geschleudert worden. Die anderen zwei Soldaten, die Dracula noch hatten helfen wollen, waren nach dieser Tat fluchtartig verschwunden.

Assunga drehte sich. Sie hielt den Despoten noch immer fest, so daß er die Drehung mitmachte.

Er bewegte sich nicht, und er ließ es auch zu, daß Assunga die Brosche unter seinem Hals öffnete und ihm den Mantel von den Schultern nahm. Nicht einmal hastig zog sie ihn über, doch den Triumph auf ihrem Gesicht konnte sie nicht verbergen.

Sie schaute Dracula an.

Er blickte zurück und sah aus, als wollte er etwas sagen, wobei er noch nicht die richtigen Worte gefunden hatte. Sein Blick war stechend und gleichzeitig leer. Er sah aus wie jemand, der an seinen Erinnerungen zu knacken hatte.

Assunga ging zu den Frauen. Sie wollte dem Tyrannen noch Zeit lassen. Dabei fiel ihr Blick auf die Tür. In Höhe des Schlosses war von innen eine Ratte gegen das Holz genagelt worden, und ihr Blut hatte einen Weg durch das Schlüsselloch nach draußen gefunden.

Die Frauen waren der Hexe dankbar. Sie würden keine Fragen stellen, sie würden alles tun, was Assunga verlangte. Und besonders dankbar waren ihr die beiden Schwestern. Die ältere davon hieß Sena. Sie hatte es gewagt, Dracula zu widersprechen, als dieser ihre jüngere Schwester in die Grube hatte werfen wollen.

Daraufhin sollte Sena das gleiche Schicksal erleiden, doch dazu war es durch das Eingreifen der Hexe nicht gekommen. Sie beherrschte jetzt dieses Refugium, und das wußten auch die Frauen, denen anzumerken war, wie dankbar sie Assunga gegenüber waren.

Sena trat vor.

Sie war die älteste. Ihre Haare waren dunkel wie Kohle und wuchsen sehr struppig auf dem Kopf, als hätte jemand mit einer Schere

experimentiert. Sena wußte nicht, was sie sagen sollte. Die Dankbarkeit leuchtete aus ihren Augen. Sie bewegte zunächst die Lippen, ohne ein Wort zu sprechen, dann ging sie noch schneller vor und faßte mit beiden Händen nach Assungas Hand.

Für einen Moment hielt sie die Hand fest. Dann sank sie in die Knie und berührte mit den Lippen den Handrücken der Hexe, um so ihre tiefe Dankbarkeit für die Lebensrettung zu dokumentieren.

Sie weinte dabei, sie sprach, aber Assunga wollte davon nichts hören. »Bitte«, sagte sie, »es war doch selbstverständlich. Wir gehören zusammen. Irgendwie sind wir alle Opfer.«

»Nein«, flüsterte Sena unter Tränen. »Niemand sonst hätte sich der Bestie in den Weg gestellt. Du bist etwas Besonderes, du bist etwas Großes, du bist…«

»Laß es gut sein.«

»Du hast die Soldaten getötet. Aus deinen Augen strömte Feuer. Ich wußte sofort, daß du…«

»Bitte.«

»Wir sind dir dankbar, Assunga. Und wir werden dir immer und ewig dankbar sein.«

Die Hexe lachte. »Das braucht ihr nicht, denn ich habe nur meine Pflicht getan.«

Tatsächlich aber dachte sie anders darüber, denn auf diese Worte hatte sie gewartet. Es war ihr im Prinzip egal gewesen, ob die Frauen getötet wurden oder nicht. Sie aber verfolgte einen bestimmten Plan, und da konnten ihr die Frauen helfen.

Sie entzog ihre Hände den dankbaren Lippen und sorgte dafür, daß Sena wieder aufstehen konnte.

Sie erklärte jetzt bestimmt, daß sie keine Dankbarkeitsbezeigungen annehmen würde, und sie sah auch, daß die Frauen ratlos geworden waren.

»Was habt ihr?«

Sie blickten sich an. Keine traute sich, mit der Hexe zu reden. Erst nach einer erneuten Aufforderung nickte Sena. »Wir wollen dir nichts, Assunga, du weißt, daß wir dir ungemein dankbar sind. Wir wissen auch, daß du mehr bist. Im Vergleich zu dir sind wir nur kleine Geschöpfe. Du hast dem Blutgrafen die Stirn geboten, du hast uns errettet, Assunga, das alles steht auf der Rechnung. Aber meine Freundinnen und ich fragen dich durch mich, wie es weitergehen soll. Du bist hier erschienen wie ein neuer Stern am Himmel, du hast uns gerettet - vorläufig. Aber wie wird es weitergehen? Wir können uns vorstellen, daß du wieder verschwinden wirst, und dann sind wir allein. Verstehst du denn unsere Sorgen, Assunga?« fragte sie nach einem tiefen Atemzug.

Die Hexe ließ sich Zeit mit einer Antwort. Sie schaute der Reihe nach

in die Gesichter der sechs Frauen und prüfte sehr genau nach, ob sie sich auf sie verlassen konnte.

Alles wies darauf hin. Es sah so aus. In keinem Blick lag auch nur die Spur einer Falschheit.

Sie würden ihr aus der Hand fressen. Ja, sie würden alles für sie tun, auch morden.

Assunga war eine Hexe, sie war abgrundtief schlecht. In ihr steckte das Böse, und die mächtige Dämonin Lilith hatte sie gezeichnet und auch für ihre Rückkehr gesorgt. Es wäre ihr egal gewesen, ob das Blut der sechs Frauen die Grube getränkt hätte, aber das sagte sie ihnen nicht. Statt dessen konfrontierte Assunga sie mit dem Gegenteil. Lächelnd nickte sie ihnen zu.

»Was heißt das, bitte?« fragte Sena.

»Daß ich euch nicht allein lassen werde. Ich habe einmal für euch gesorgt, ich werde auch in Zukunft für euch sorgen.«

Erleichterung zeichnete sich auf den Gesichtern ab, dennoch war die Skepsis nicht vollständig gewichen. »Hier?« fragte Sena.

»Auch.«

»Aber wie willst du von hier fliehen, Assunga? Du bist mit dem Wagen gekommen. Willst du auf demselben Weg zurückkehren? Es wird kaum möglich sein, weil gewisse Kräfte dich nicht lassen werden. Es sind einfach zu viele Soldaten hier. Sie werden uns aufhalten, sie werden uns töten wollen, denn Dracula wird ihnen den Befehl dazu geben.«

»Habt ihr denn alles vergessen?« fragte sie lachend und breitete ihren Mantel aus.

Mehr sagte die Hexe nicht. Sie ließ die Frauen gegen den Stoff schauen, der innen ein besonderes Futter aufwies, das aus der Haut eines Menschen bestand.

»Er?« hauchte Senas blonde, junge Schwester, deren Namen die Hexe nicht einmal kannte.

»Ja, der Mantel ist weit geschnitten. Er wird uns Freundinnen viel Platz bieten.« Die Hexe lächelte.

»Oder habt ihr vergessen, wie der Blutgraf plötzlich verschwand und dann zurückkehrte? Er ist in einer anderen Zeit aber an diesem Ort gewesen. Das ist kaum zu glauben, aber es stimmt.«

»Zauberei!« rief jemand aus der Gruppe.

»Nein, Magie!«

»Was ist das?«

»Ihr braucht es nicht zu wissen, aber ihr werdet es erleben, da bin ich mir sicher.«

Ihr Gespräch wurde von schweren Schlägen unterbrochen, die von außen her gegen die Tür donnerten. Es waren wuchtige Geräusche, die wie dumpfe Echos klangen, als sie durch den Raum hallten.

Assunga fuhr herum.

Dracula stand noch immer an der selben Stelle. Er hatte sich nicht eingemischt, denn er dachte über das Erlebte nach, was er nach wie vor nicht nachvollziehen konnte.

»Es sind deine Männer, deine Soldaten! Sie wollen hier hinein. Wahrscheinlich haben die beiden, die ich laufenließ, sie gewarnt. Tu etwas, Dracula! Halte sie zurück!«

Für einen Moment flackerte Widerwillen in seinen Augen auf. Es sah so aus, als wollte er sich gegen die Anordnung stemmen, und Assunga erinnerte ihn daran, was mit seinen beiden Helfern geschehen war. »Wenn ich will, kann ich sie alle vernichten.«

»Ich weiß es.«

»Dann geh hin und sage ihnen, daß sie verschwinden sollen. Keiner deiner Soldaten soll einen Schritt über die Schwelle setzen. Hast du mich verstanden?«

Der Blutgraf gehorchte. Ein Mensch, der ein Land in Angst und Schrecken hielt, war nicht mehr als ein Stück zerschmelzendes Wachs in den Händen der Hexe.

Mit nicht mehr sicheren Schritten bewegte er sich auf die Tür zu, wo die tote Ratte angenagelt war.

Er öffnete sie nicht, aber seine Stimme war laut genug, um die Soldaten in ihre Schranken zu weisen. Mit heftigen und barschen Worten schickte er sie zurück.

Die Schläge verstummten. Schritte entfernten sich, danach folgte eine bedrückende Stille.

Als Dracula an Assunga vorbeigehen wollte, streckte die Hexe ihren Arm aus und hielt ihn fest.

Der Graf blieb stehen.

Sie schauten sich an, und die Hexe nickte. Dann fragte sie mit leiser Stimme: »Hast du mir nichts zu berichten, Graf?«

»Was denn?«

»Du hast die Reise in die Zukunft machen können. Ich habe dafür gesorgt, und ich möchte von dir wissen, was du alles gesehen hast. Du warst doch in der Grube, nicht?«

»Ja.«

»Was hast du gesehen?«

Die Erinnerung an das Erlebte ließ den Blutgrafen zittern. Er hatte gesehen, wie schlecht und zerfallen sein jetziges Reich gewesen war, an die Ruinen erinnerte er sich mit Schrecken, und er sprach mit bebenden Lippen.

»Gut«, unterbrach die Hexe ihn. »Du hast den Wolf gesehen und die Pfähle ebenfalls. Was noch?«

»Die Pfähle waren fast alle zerstört.«

»Und der Mann?«

Dracula verengte seine dunklen Augen. »Du sprichst von dem Mann, der mich anschaute?«

»Nein, von einem Toten.«

Dracula schüttelte den Kopf. »Es gab keinen Toten«, erwiderte er mit dumpfer Stimme.

Assunga sagte nichts. Sie stand da und schaute zu Boden. »Keinen Toten? Gab es keinen Toten? Hast du keinen gesehen?«

»Nur Gebeine«, flüsterte er, »nur bleiche Gebeine. Sie lagen in der Grube und…«

»Sie interessieren mich nicht!« fuhr Assunga den Blutgrafen an. »Du mußt aber einen Toten gesehen haben. Einen Mann mit blonden Haaren, den ich selbst in die Grube geschleudert habe.«

»Ja, den sah ich.«

»Dann ist es gut.« Assunga atmete auf, doch einen Augenblick später zuckte sie zusammen, als sie die nächsten Worte des Blutgrafen hörte.

»Aber er lebte!«

Sie blieb in der geduckten Haltung, dachte über die Worte nach und fuhr so plötzlich herum, daß sich Dracula erschreckte. »Was hast du gesagt? Er lebte?«

»Ja. Er war auch nicht in der Grube. Er stand außerhalb, und er schaute mich an.«

»Was sagte er?«

»Nichts, gar nichts. Ich verschwand wieder. Ich fühlte mich so schlecht, denn ich merkte genau, daß ich nicht in diese Zeit des Verfalls hineinpaßte. Ich kann es nicht erklären, aber…«

Sie winkte mit beiden Händen ab. »Schon gut, schweig. Ich weiß jetzt Bescheid.« Dann hob sie ein Bein und trat wütend mit dem Fuß auf. Von einem Augenblick zum anderen veränderte sich ihre Haltung. Sie konnte nicht mehr, es war wie der blanke Irrsinn. Die Enttäuschung hatte bei ihr alles zusammenbrechen lassen. Sie dachte daran, daß sie diesen Mann in die Grube gestoßen hatte, und plötzlich war das nicht mehr so. Da war es ihm gelungen, den verdammten Pfählen zu entkommen, was sicherlich keiner vor ihm geschafft hatte.

Wie war so etwas möglich gewesen? Stand dieser Mann vielleicht mit dem Leibhaftigen im Bunde.

Assunga schrie auf.

Nicht vor Schmerzen, sie schrie über ihre eigene Niederlage auf, darüber, daß es ihr nicht gelungen war, diesen Mann zu vernichten, obwohl alle Voraussetzungen gestimmt hatten.

Warum nicht? Was hatte sie falsch gemacht? Warum lebte dieser Mensch noch? Und da er lebte, würde er sie auch jagen, erbarmungslos hetzen. Zudem war er nicht allein. Sie wußte, daß er im Dorf Unterstützung bekommen hatte.

Den Polizisten hatte sie getötet, und sie würde alle anderen ebenfalls

töten, die sich ihr in den Weg stellten. Sie mußte an diesen Mann einfach herankommen. Er besaß eine bestimmte Waffe. Sie hatte sie nicht gesehen, doch gespürt.

Und das reichte aus.

Zum Glück hatte sie hier bei Dracula für klare Verhältnisse gesorgt und Verbündete gefunden. Sie würde die Mädchen mit in die Zukunft nehmen und ihnen genau einimpfen, was sie zu tun hatten.

Sie mußten zu einem Mord bereit sein.

Würden sie das?

Assunga blickte sie an und erkannte, daß sie auf eine gewisse Art und Weise schon ahnten, was in ihr vorging. Zudem boten sie sich an, die Hexe zu unterstützen.

»Ja, dafür bedanke ich mich, und ich muß euch ehrlich sagen, daß ich eure Hilfe auch gebrauchen kann. Ich gebe es nicht gern zu, aber ich…«

Gleich mehrere Stimmen unterbrachen sie. Die Frauen flehten sie förmlich an, ihr helfen zu dürfen, und Assunga merkte den Triumph, der tief in ihrem Inneren hochstieg.

Noch war nicht alles verloren.

»Aber es sind starke Feinde«, sagte sie.

»Stark sind wir auch!«

»Glaubt ihr daran?«

»Ja!« Aus sechs Mündern drang die Antwort, und sie klang wie ein gemeinsamer Schrei.

Die Hexe tat, als müsse sie nachdenken, was ihren neuen Verbündeten gar nicht gefiel, denn sie drängten Assunga, sie endlich einzuweihen. Sie wollten sich erkenntlich zeigen, und sie hörten, wie Assunga sie vor sehr gefährlichen Feinden warnte.

»Da macht uns nichts. Wir sind dieser Hölle hier entkommen und werden auch das Feuer einer anderen löschen können. Sag nur, was du von uns verlangst.«

»Ihr werdet töten müssen!«

Eine Aufforderung, sehr kalt ausgesprochen und unmißverständlich.

Jetzt entschied es sich. Wer nicht mitmachen wollte, den würde sie hier beim Blutgrafen lassen, aber das behielt Assunga für sich. Sie wollte die Frauen nicht beeinflussen.

Es hatte sie schon getroffen, denn sie gehörten zu den Personen, denen die Gewalt fremd war. Sie hatten ein anderes, wenn auch kärgliches Leben geführt, sie hatten sich durchschlagen müssen, aber man hatte sie niemals zu einer direkten Gewalttat aufgefordert, wie das jetzt die Hexe Assunga getan hatte.

Deshalb dachten sie nach, deshalb überlegten sie noch, wie sie sich entscheiden sollten.

»Töten?« flüsterten sie.

»Ja, töten!«
»Wie denn?«
»Mit den Händen oder auch mit Waffen, die euch der Blutgraf besorgen wird. Ihr werdet Menschen treffen, die gegen mich sind, die mich vernichten wollen, die mich hassen. Mich, eure Lebensretterin. Jetzt komme ich darauf zurück. Überlegt es euch gut. Ihr werdet mit mir zusammen in eine andere Zeit gelangen, und ich werde auch dort für euch sorgen, so wie ihr für mich sorgt.«
Es war nicht die ganze Wahrheit, die Assunga ihnen sagte. Das Wichtigste behielt sie für sich. Sie wollte die Frauen nur als Mittel zum Zweck benutzen, um ihre Feinde von sich selbst abzulenken.
Und sie sprach noch weiter. Sie erzählte davon, daß sie versuchen würde, sie mit besonderen Kräften auszustatten. Daß die uralten Mächte, mit Lilith an der Spitze, wie ein Kraftrausch auf sie niederfallen würden, um sie zu stärken. »Und somit werdet ihr dann mächtiger sein, als die Menschen, die euch begegnen auch wenn sie euch fremd erscheinen werden, anders gekleidet sind und sich in Fahrzeugen bewegen, die nichts mehr mit den alten Gespannen aus dieser Zeit gemeinsam haben. Aber die alten Regeln bestehen noch immer. Sie haben seit Beginn der Welt bestanden, sie sind auch jetzt nicht vergangen, und sie werden immer bleiben. Wir bewegen uns innerhalb dieser Regeln, wo es den Tod, den Haß und die Rache gibt, gesteuert von einer mächtigen Schutzpatronin, die im Unsichtbaren über uns wacht und Lilith heißt…«
Es war eine lange Rede gewesen, und die sechs Frauen hatten genau zugehört.
»Stimmt ihr zu?«
Sena war es, die eine Antwort gab. Und wieder einmal redete sie für ihre Freundinnen mit.
»Ja, wir stehen auf deiner Seite. Wir werden deine Feinde töten, denn sie sind ja auch unsere Feinde. Du kannst dich auf jeden von uns verlassen, Assunga!«
Die Hexe nickte. Ihr Mund zeigte ein Lächeln, die Augen strahlten, doch es war ein böser Glanz, der in ihnen lauerte. Niemand nahm ihn währ. Die Frauen schauten einzig und allein auf die Hexe, die nun ihren Mantel ausbreitete und dafür sorgte, daß er wie ein Schutzumhang wirkte. Der Stoff sah aus, als hätte er Flügel bekommen, und die Schwingen blieben auch weiterhin offen.
»Kommt her!« rief sie ihnen zu. »Das ist die Insel der Sicherheit.«
Sie kamen alle. Nur ließ Sena diesmal den fünf anderen Frauen den Vortritt. Sie selbst wartete noch und schaute auf den Grafen Dracula, der wie ein Statist wirkte und sich in die Probleme der Hexe nicht eingemischt hatte.
Er knackte immer noch daran, daß er in seinem Refugium eine

Niederlage erlitten hatte.
Assunga hatte Senas Blick bemerkt. Sie sprach Dracula direkt an. »Du kannst weiterleben und auch deine Bluttaten verüben. Die Geschichte wird später über dich schreiben, und es wird auch viele Geschichten und Romane über dich geben. Du wirst auch noch, da bin ich mir ganz sicher, mit der anderen Wahrheit konfrontiert werden. Du wirst noch die Mächte des Bösen richtig kennenlernen, und du wirst bestimmt irgendwann einmal das Blut deiner Opfer trinken. Aber bis dahin ist es noch ein langer, sehr langer Weg…«
»Was sagst du da?«
»Du wirst es erleben!« Assunga klappte die beiden Hälften des Mantels zusammen. Sie glich jetzt einer Schäferin, die ihre Herde zu sich geholt hatte, um sie vor der Unbill einer feindlichen Natur in Schutz zu nehmen.
Ihre Worte aber hatten den Blutgrafen innerlich aufgewühlt. Er wollte sie nicht so einfach akzeptieren und hatte noch Fragen.
Stellen konnte er sie nicht mehr.
Assunga konzentrierte sich. Die Frauen drückten sich eng zusammen und auch gegen sie.
Als der Vlad sie ansprechen wollte, redete er ins Leere, denn Assunga und ihre sechs Schützlinge waren verschwunden…

***

Richtig oder falsch?
Selten zuvor bei einem Fall war ich derartig hin- und hergerissen gewesen. Ich kam mit mir selbst nicht mehr zurecht. Ich wußte nicht, ob ich richtig gehandelt hatte, hier oben zu bleiben und nicht mit den anderen in den Hubschrauber zu steigen, um zurück nach Plakac zu fliegen. Die Chancen standen eben fünfzig zu fünfzig.
Und da war noch etwas!
Vlad Dracula war wie ein Spuk erschienen. Ich hatte ihn nur für wenige Sekunden sehen können, aber ich wußte sehr gut, daß nur er es hatte sein können.
Zu prägnant waren einfach die überlieferten Zeichnungen gewesen, die ich in alten Büchern betrachtet hatte.
Immer wieder war der Blutgraf als Horrorgestalt darauf abgebildet worden, wobei dieser Horror nicht so sehr von ihm persönlich abstrahlte, sondern vielmehr von seiner Umgebung, denn auf ihr waren immer wieder die Gruben mit den angespitzten Holzpfählen zu sehen gewesen, auf denen Vlad seine Opfer aufgespießt hatte.
Der Tod war sein ständiger Begleiter gewesen, ein steter Freund an seiner Seite, und er hatte getötet.
Hunderte von Menschenleben gingen auf seine Kappe, aber das war Geschichte. Ich hatte mich mit der Gegenwart zu beschäftigen.

Ich war nicht mehr im Pavillon geblieben, sondern hielt mich zwischen den Bäumen auf.
Noch immer stand die Luft, auch wenn die Sonne bereits tiefer gesunken war.
Unzählige Insekten durchschwirrten die Luft. Sie tanzten, sie summten, sie irrten von einem Platz zum anderen, aber sie blieben zumeist im Pulk, auch wenn einige von ihnen ausbrachen und mein Gesicht ansteuerten.
Einige dieser kleinen Biester hatte ich bereits zerklatscht, aber das half nicht viel. Es kamen immer neue, und ich gab es auf, nach ihnen zu schlagen.
Durch eine Lücke zwischen zwei Bäumen konnte ich gegen den Eingang des Pavillons schauen.
Meine Gedanken beschäftigten sich mit der darin befindlichen Blutgrube, und sie drehten sich natürlich auch um Assunga, die Hexe.
Sie besaß den Mantel, und sie war auch davon überzeugt gewesen, mich vernichtet zu haben, als es ihr gelang, mich in die verdammte Grube zu werfen. Mit viel Glück, Reaktion und Umsicht war ich den Pfählen entwischt und hatte mich zudem von meinem Freund aus der Grube ziehen lassen.
Dann war Assunga verschwunden, Dracula in ihrem Mantel erschienen und nach wenigen Sekunden ebenfalls wieder abgetaucht.
Er und Assunga trafen sicherlich zusammen, und er würde ihr berichten, daß ich noch lebte.
Fatal war das.
Bisher mußte sie in dem Glauben sein, mich vernichtet zu haben. Das stimmte nun nicht mehr, und sie würde versuchen, mich abermals ins Jenseits zu schicken.
Ihr Haß auf mich war einfach riesengroß, da sie inzwischen gemerkt hatte, daß ich es schaffen konnte, ihre teuflischen Pläne zu zerstören. Dies konnte sie nicht zulassen. Da mußte sie einfach gegen angehen. Koste es, was es wolle.
Ich drehte mich um, weil ich Geräusche gehört hatte, die mir nicht paßten.
Der Waldboden erinnerte mich an einen Flickenteppich mit hellen und dunklen Punkten. Die Bewegung stammte nicht von einem Menschen, es war der Wolf, der zurückkehrte.
Beinahe sah ich ihn schon als einen Freund an, denn er war außer mir das einzige Lebewesen in der Nähe.
Er kam nicht bis zu mir. Außer Reichweite blieb er stehen, direkt am Rand des Unterholzes, dessen Gras und Zweige über seinem Fell lagen, als wollten sie es schützen.
Ich schaute ihn an.
Er hatte mich töten oder zumindest zubeißen wollen. Nicht etwa,

weil es ihm Spaß machte - kein Tier tötete nur einfach so -, nein, er mußte unter dem Einfluß der Hexe gestanden haben, der nun abgeflacht oder überhaupt nicht mehr vorhanden war, wie ich an seinen Augen erkennen konnte.

Sie blickten längst nicht mehr so hart und grausam. Hatte sich ihr Ausdruck zu meinen Gunsten verändert? Wollte er sich an mich wenden wie ein Hund?

Bei einem Wolf schlecht vorstellbar, aber dieses Tier hier war auch für mich so etwas wie ein Indikator für das Böse. Ich hatte ihn in der Grube erlebt und heulen gehört. Wenig später war dann der echte Vlad Dracula erschienen, doch das Tier hatte seine Ankunft schon vorher bemerkt, seine magischen Ströme aus dem Unsichtbaren, aus einer anderen, sehr fremden und kaum erklärbaren Welt.

Ich wartete weiter.

Auch der Wolf bewegte sich nicht.

Ruhig wie eine Statue stand er auf dem Fleck. Das Fell zerzaust, leicht gesträubt. Wenn überhaupt, dann strich der Wind sacht über seinen Körper hinweg und bewegte die Spitzen des Fells wie feine, zittrige Wattefäden.

Jedenfalls sorgte er dafür, daß ich mich nicht mehr so einsam fühlte, und ich streckte ihm auch meine Hand entgegen. »Ja, komm«, flüsterte ich. »Komm her…«

Er blieb stehen.

Es war schon wie bei einer fremden Katze, die sich ebenfalls nicht locken ließ, weil sie sehr mißtrauisch war. Und Futter, dessen Geruch dem Wolf in die Nase gestiegen wäre, hatte ich leider nicht bei mir. Also versuchte ich es mit Worten und sprach weiterhin leise auf ihn ein. Ich gab meiner Stimme, so hoffte ich zumindest, einen beruhigenden Klang, doch auch jetzt konnte ich das Tier nicht locken.

Ich kam mir zudem vor, als hätte ich genau das Falsche getan, denn er drehte den Kopf und blickte aus seinen harten, klaren Augen in eine andere Richtung.

Er schaute zur Ruine hin.

Warum tat er das? Welchen Grund sollte er dafür gehabt haben? Kehrte die Hexe etwa wieder zurück?

Mit meiner Ruhe war es vorbei. Ich fühlte mich innerlich angespannt, wie auf einem Seil stehend, das jeden Augenblick reißen und mich in die Tiefe schleudern konnte.

Der Wolf trottete vor.

Und ich stand auf.

Langsam folgte ich ihm, denn er ging tatsächlich auf die Ruine des Pavillons zu.

Was hatte er dort entdeckt?

Für mich jedenfalls war nichts sichtbar. Nach wie vor herrschte

zwischen den Säulen eine gähnende Leere.
Ich wartete ab.
Der Wolf betrat den Pavillon nicht. Er blieb dicht vor ihm stehen, drückte aber den Kopf zurück und wäre ein Mond da gewesen, hätte er ihn angeheult.
So aber klang sein Klagen nur gegen das Geäst der Bäume, bahnte sich dort seinen Weg und erreichte den hohen, blauen Himmel nicht. Irgendwo versickerte es.
Eine Antwort bekam der Wolf nicht, und es wurde wieder still, so daß ich nur meinen eigenen Atem hörte.
Aber mein Instinkt sagte mir, daß ich allzu lange nicht mehr allein bleiben würde.
Plötzlich sprang der Wolf in die Höhe. Er reagierte erschreckt, als würde er sich vor irgend etwas fürchten. Er schrie auf, landete auf seinen Pfoten, drehte sich auf der Stelle, rannte weg, und ich sah die Bewegung im Pavillon.
Dort stand Assunga!
Sie sagte nichts, sie schaute mich an, und ihr Mantel wirkte dabei wie ein gewaltiger Bühnenvorhang. Sie hatte ihn ausgebreitet, aber nicht, um sich mit einer Fledermaus zu identifizieren, für sie gab es einen anderen Grund.
Sie war nicht allein.
Ich entdeckte die Köpfe einiger Frauen, die aus dem Mantel hervorschauten. Sie standen dichtgedrängt bei Assunga, deren Gesicht wie versteinert wirkte.
Gleichzeitig strahlte sie einen Haß ab, der auf mich wie eine böse Dusche wirkte.
Ich wußte, was sie wollte.
Töten!

***

Plötzlich dachte ich wieder an die Szene in Plakac, als wir den Kühlkeller verlassen hatten, wo die beiden toten Polizisten auf Eis aufgebahrt worden waren.
Zu dritt waren wir aus der Tür getreten und hatten der Hexe gegenübergestanden.
Und dann war der Angriff erfolgt.
Blitzartig, ohne Gnade!
Er hatte dem Chef der Polizeitruppe gegolten, und dem war es nicht mehr gelungen, ihm zu entwischen. Zwei Flammenstrahlen hatten den Mann verbrannt, gestorben im Feuer einer grausamen Hexenmagie.
Wie erwähnt, Lukas Tod stand plötzlich wieder vor meinem geistigen Auge. Es war wie eine letzte Warnung gewesen, und ich wußte jetzt, daß die Hexe mich auf dieselbe Art und Weise umbringen wollte.

Was konnte mich schützen?
Mein Kreuz?
Vielleicht, und wahrscheinlich nur dann, wenn die beiden Flammenströme auf meine Brust gerichtet waren. Doch damit konnte und durfte ich nicht rechnen.
Sie bewegte ihren Körper nicht. Wie eine Amme hielt sie ihre Schützlinge umschlossen, deren Gesichter vor meinen Augen verschwammen, weil ich mich ausschließlich auf die Hexe konzentrierte.
Noch war das Kreuz verdeckt.
Ich mußte es hervorholen, und die Flammen, wenn sie tatsächlich auf mich zujagten, ablenken.
Das kostete Zeit. Es war möglicherweise schon zu spät, denn die Hexe würde nicht mehr zögern.
Da sprang der Wolf!
Was nun geschah, wirkte so, als wäre es von einer höheren Macht genau getimt worden.
In dem Tierkörper steckte eine immense Kraft. Er hatte sich in die Höhe gewuchtet, er wollte seinen Platz verlassen, irgendwohin springen, und er geriet dabei genau in die Richtung der beiden Flammenstrahlen, die aus den Augen der Hexe schossen.
Sie trafen und verdampften ihn!
Es war eine grausige Szene, die sich in wenigen Sekunden abspielte.
Das Tier kam nicht einmal mehr dazu, wieder zu Boden zu springen. In der Luft verglühte es. Sein Fell schien nur aus einem heißen, roten Draht zu bestehen, und dahinter sah ich das Gestell der Knochen leuchten.
Dann regneten die Aschereste des Tieres zusammen. Sie hatten den Boden noch nicht richtig berührt, da lag mein Kreuz frei, und ich hörte die Hexe nicht nur wütend schreien, ich sah auch, wie die beiden Feuerstrahlen in ihre Augen zurückzuckten, die Pupillen wieder den normalen, harten Glanz bekamen und sie noch im selben Moment vor meinen Augen entschwand.
Nichts blieb zurück.
Keine Hexe, kein Mantel, auch die anderen Frauen nicht. Nur der leere Pavillon.
Ich atmete auf.
Erst jetzt wurde mir bewußt, daß ich mein Leben dem Wolf verdankte. Er war genau in dem Moment gesprungen, als sich die Gefahr zu einer tödlichen Bedrohung verdichtet hatte.
Und ich konnte nichts mehr für ihn tun.
Asche lag auf dem Boden. Selbst Knochen sah ich nicht mehr. Die magische Gewalt des Feuers mußte ihn mit einer vehementen Wucht getroffen haben. Nicht einmal ein Grab konnte ich ihm geben. Das

hätte ich sogar getan, denn das war ich meinem Lebensretter schuldig.

Ich spürte auch den Kloß in der Kehle, als ich den Pavillon noch einmal betrat.

Dabei überkam mich der Eindruck, daß ich dies zum letztenmal tat. Es war so etwas wie ein Aufwallen des Gefühls und gleichzeitig mit einem Wissen verbunden.

Er war leer, er würde leer bleiben, denn er war nur eine Zwischenstation auf dem Weg der Hexe gewesen.

Ich hielt mich nicht lange in der Ruine auf, sondern ging mit schleppenden Schritten zurück.

Was hielt mich noch hier?

Als ich näher über dieses Problem nachdachte, kam ich zu dem Entschluß, daß mich nichts mehr hielt. Ich brauchte nicht länger hierzubleiben, es wäre sinnlos gewesen, die Zeit in diesem Waldstück zu vertrödeln. Die Musik spielte wahrscheinlich woanders.

Aber wo genau?

Ich kannte die Pläne der Hexe nicht, aber ich mußte versuchen, mich in sie hineinzudenken, und das würde mir schwerfallen, sogar sehr schwer, denn sie und ich, das waren zwei verschiedene Paar Schuhe.

Was würde sie anfangen wollen?

Sie war ja nicht allein. Ich hatte nicht zählen können, wie viele Personen sich bei ihr befanden, jedenfalls hatte sie sich Unterstützung geholt, und das gefiel mir überhaupt nicht.

Assunga war aus der Vergangenheit gekommen, bestimmt aus der Zeit des Vlad Dracula.

Waren die Frauen dann ebenfalls Personen, die damals gelebt hatten? Bestimmt, und sie waren nun mit in die Zukunft gereist.

Plötzlich kam ich mir so einsam und verlassen vor. Der Wald schien mich erdrücken zu wollen, er stand mir feindlich gegenüber, und er bot mir keinen Schutz mehr.

Ich mußte raus, weg, ihn verlassen. Nicht mehr hier oben warten und lauern.

Das war vorbei, eine Episode, mehr nicht.

Ich dachte an den kleinen Ort Plakac, und ich dachte daran, daß Assunga sich nichts gefallen lassen würde.

Sie hatte vorgehabt, mich zu vernichten, durch einen glücklichen Zufall war ihr dies nicht gelungen.

Sie wußte gleichzeitig, daß ich nicht allein stand, daß mir noch einige andere helfen wollten.

Suko und Marek, der Pfähler!

Sie waren mit dem Hubschrauber verschwunden, sollten in Plakac warten, und keiner von ihnen besaß ein Kreuz.

Als mir dieser Gedanke kam, spürte ich auf meinem Rücken die kalte Haut. Plötzlich wußte ich, wo ich hinzugehen hatte, nach Plakac.

Es würde ein langer Weg hinunter ins Hochtal werden. Eine Strecke, die quer durch den Wald führte, wo es kaum Pfade gab, nur eine dichte, an manchen Stellen schon urwaldhafte Natur.
Ich würde ihn nehmen müssen, und ich hoffte, daß ich das Ziel noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichte…

***

Wohl war weder Marek noch Suko, daß sie ihren Freund John Sinclair zurückgelassen hatten. Aber er hatte es nicht anders gewollt, er mußte einfach die Stellung halten, weil sich dort oben möglicherweise einiges abspielen würde.
Es ging um Assunga. Nur sie war wichtig. Sie sollte ihr Ziel nicht erreichen. Wenn sie es schaffte, sich mit Dracula II zu verbünden, sah es bitter aus.
Beide Männer hockten angeschnallt auf ihren Sitzen und starrten ins Leere.
Auch wenn Marek voller Gedanken steckte, so gefiel ihm der Gesichtsausdruck des Inspektors überhaupt nicht. Er stieß Suko an und fragte: »He, was hast du?«
»Nicht viel.«
»Du denkst an John - stimmt's?«
»Und an Assunga.«
Marek hob die Schultern. »Was willst du machen, Suko? Sie hat es nun einmal geschafft und ist euch entwischt. Da kannst du versuchen, was du willst, irgendwo wirst du immer ins Leere schlagen, und dann sieht es nicht gut aus.«
Suko schaute aus dem Fenster. Er konnte bereits in das Tal hineinsehen, sah den Schienenstrang im Schein der Sonne golden glänzen und auch den Staub, der sich als Wolke über den kleinen Ort Plakac gelegt hatte. Dort befand sich ihr Ziel.
Zahlreiche Polizisten hielten das Dorf besetzt. Die Hexe hatte zwei Beamte auf einer Bahnfahrt eiskalt getötet. Man hatte die Leichen beim Einlaufen des Zuges entdeckt und natürlich sofort Alarm geschlagen. Aber auch die Verstärkung stand vor einem Rätsel. Die Männer hatten nicht nur ihren Chef verloren, sie würden sich auf totsuchen können, ohne einen Mörder zu finden.
Die Sonne kippte bereits in westliche Richtung. Noch besaß sie fast ihre volle Kraft, aber sie stand bereits so, daß von ihr beschienene Gegenstände erste Schatten warfen.
Den warf auch der Hubschrauber, als er immer mehr an Höhe verlor und dem Ort entgegenflog.
Auch dort hatte man ihn gesehen. Die Männer hielten sich auf dem Platz vor dem Bahnhof auf, schirmten ihre Augen gegen das Sonnenlicht ab und schauten dem Metallvogel entgegen, dessen

Rotorwind bereits mächtige Staubwolken in die Höhe wirbelte, die wie eine Nebelbank wirkten und sich zunächst nicht senkten.

Das letzte Stück schwebten sie wie in einer Gondel nieder, auch das leichte Schaukeln gehörte dazu.

Dann setzten die Kufen auf.

Suko und Marek atmeten auf. Sie waren beide froh, den Flug hinter sich zu haben, schnallten sich los, standen auf und reckten ihre müden Glieder. Beide bedankten sich bei den beiden Piloten, die sich über die Komplimente sehr freuten.

»War ja keine große Kunst«, sagte der Co-Pilot.

»Andere hätten es nicht so geschafft.«

Die Männer lachten, als Marek dies sagte. Danach verließ er die Maschine und stellte sich neben Suko, der den dicken Staubwolken entwischt war.

»Was hast du vor?« fragte der Pfähler.

»Das kann ich dir sagen. Ich habe einen wahnsinnigen Durst. Und was löscht den Durst eines Mannes am besten?«

»Ein Bier«, erwiderte Marek mit strahlenden Augen.

»Genau richtig.«

Der Pfähler wunderte sich. »Seit wann bist du so scharf auf den Gerstensaft? Habe ich dich nicht noch als einen zweihundertprozentigen Teetrinker in Erinnerung?«

»Stimmt.«

»Und nun der Wechsel.«

»Ich bin eben flexibel. Außerdem ist ein kühles Bier bei diesem Wetter auch für mich am besten. Ich fühlte mich ausgetrocknet wie eine alte Lederhaut.«

»Frag mich mal.«

Sie gingen wieder in die Kneipe, an die sie keine besonders guten Erinnerungen hatten, denn dort waren die Polizisten schießend hineingeströmt, um sie zu verhaften.

Zuvor jedoch trat ihnen ein Uniformierter in den Weg. Es war Modini. Er hatte die Stelle des toten Luka eingenommen und fühlte sich in der Rolle überfordert.

»Haben Sie Ergebnisse?« fragte er.

Marek mußte verneinen.

Der Polizist senkte den Kopf, fluchte leise und erklärte den beiden Männern, daß er sich überfordert fühlte. Luka war ein hervorragender Beamter gewesen, ein Stratege, der alles im Griff hatte, aber er hatte gleichzeitig mit Informationen geknausert und viel für sich behalten, so daß Modini und seine Leute ziemlich auf dem Trockenen standen und nicht wußten, wie es weiterging.

»Wir haben unseren Kollegen oben in den Bergen gelassen.«

Modini wußte bereits Bescheid. Der Pilot hatte sich über Funk mit

ihm in Verbindung gesetzt. »Aber einen Erfolg haben Sie nicht erringen können. Eine Spur, die…«

»Nein, wir nicht. Wir hoffen aber, daß John Sinclair Erfolg hat.« Marek berichtete davon, daß man dem Geisterjäger eine Leuchtpistole zurückgelassen hatte und daß Modini zwei Leute abstellen sollte, die die Berge beobachteten, denn wenn sich etwas veränderte und die Nacht bereits angebrochen war, wollte sich John Sinclair auf diese Art und Weise melden.

»Das ist aber gefährlich für ihn.«

»Stimmt.«

»Und ihr habt keine Angst um ihn?«

»Doch, sehr sogar. Aber was wollen Sie machen? Es ist eben seine Arbeit, die er zu erledigen hat, und Gefahren ist er gewöhnt. Es wird schon klappen. Trinken Sie auch ein Glas mit?«

Modini schüttelte den Kopf. »Ich werde später mal vorbeischauen.«

»Gut, tun sie das.«

In der alten Kneipe saßen nur Polizisten. Die Bewohner hatten sich zurückgezogen, sie trauten der einheimischen Macht nicht, auch nicht fast zwei Jahre nach dem Sturz des Regimes.

Die Männer litten unter der Hitze. Sie hatten die Köpfe der Hemden geöffnet und ihre Waffen in die Ecke gestellt. Mit stumpfen Blicken starrten sie zu Boden oder in ihre Gläser hinein. Sie waren fertig und ausgelaugt.

Nur das Summen der Fliegen klang überlaut, als Suko und Marek zur Theke gingen.

»Zwei große Krüge Bier«, bestellte der Pfähler. »Erstens kalt und zweitens vom besten.«

»Ich habe nur eine Sorte. Die kommt aus Pilsen.«

»Noch besser.«

Das Bier schäumte aus der Leitung und verteilte sich in den Krügen. Die Männer schauten zu, wie sich die Gläser mit dem herrlichen Gerstensaft füllten, schwiegen ebenfalls und hingen ihren Gedanken nach. Sie hatten sich so hingestellt, daß sie durch ein Fenster auf den Platz vor dem Bahnhof schauen konnten. So hatten sie das Zentrum unter Kontrolle.

Der Wirt schob ihnen die Krüge hin. »Auf eure Gesundheit und darauf, daß hier bald wieder alles normal wird.«

»Das walte Hugo«, sagte Suko..

Er und Marek tranken. Der Pfähler hatte mehr Routine als Suko. Er ließ den Gerstensaft in seinen Hals laufen, ohne richtig zu schlucken. Als er den Krug absetzte, war er zur Hälfte geleert, und Marek wischte sich den Schaum von den Lippen.

»Kinder, das hat gut getan. Es war einfach wundervoll. Ich bin begeistert«

»Ich auch«, sagte Suko.

Der Wirt aber grinste. Dann wollte er wissen, wie es nun weiterging und wie man den oder die Mörder jagen wollte.

»Wir wissen es nicht«, sagte Marek.

»Aber nicht doch. Ich habe gehört, daß es eine Frau gewesen sein soll. Stimmt das?«

»Möglich.«

»Immer die Weiber«, flüsterte der Mann. »Ich sage immer, man soll ihnen nicht trauen.«

»Ja, da hast du recht.«

Die nächsten zwei Stunden vergingen, und zwischendurch schaute Modini herein.

Er machte einen noch deprimierteren Eindruck und schimpfte darüber, daß ihm die Zentrale keine weiteren Leute mehr zur Verfügung gestellt hatte.

»Die brauchen Sie auch nicht«, sagte Suko, wobei Marek wieder einmal den Übersetzer spielte.

»Warum denn nicht? Wir müssen eine große Suche veranstalten, da wird es sicher…«

»Nein. Das hier ist nicht mit normalen Maßstäben zu vergleichen«, erklärte der Inspektor. »Sie alle hier werden sicherlich noch umdenken müssen. Das glauben Sie mal.«

»Wieso denn?«

Es hatte keinen Sinn, dem staunenden Modini etwas über Magie, Hexen- und Teufelskult zu erzählen, er hätte es möglicherweise geglaubt, aber nicht nachvollziehen können, so beließ es der Inspektor bei einigen Ausreden und hatte sowieso den Eindruck, als würde ihm der Polizist nicht einmal zuhören.

Er trank sein Bier und ging dann. Einige seiner Leute nahm er mit. Nur mehr drei Polizisten blieben zurück, sie sollten die anderen dann später als Wache ablösen.

Die Luft war nie klar. Im Licht der rötlichen Abendsonne waren die feinen Staubschleier zu sehen, die den Ort von einem bis zum anderen Ende überzogen hatten.

Unter dem Schatten des Bahnhofsvordachs saßen ebenfalls Polizisten und schauten ins Leere.

Plakac sah aus, als läge der Ort in einem tiefen Schlaf. Aber das täuschte, die Menschen waren schon wachsam. Sie hielten sich nur in den Häusern verborgen und warteten ab.

Als Suko sich den Schweiß von der Stirn wischte, sagte Marek: »Keine Sorge, die Nacht wird etwas kühler. Und hier in den Bergen sowieso.«

»Das glaube ich auch. Ich hoffe nur, daß John Sinclair sie ebenfalls hier erlebt.«

Marek hob die Schultern. »Wird sich noch alles herausstellen. Dieser Ruinen-Pavillon da oben kannst du mir mal sagen, Suko, ob er voller Magie steckt?«

»Das nimmt John an. Schließlich hat Assunga den Ort ausgesucht, um John zu töten. Sie warf ihn in die Grube, wollte ihn so pfählen, wie es damals der Blutgraf getan hatte. Aber es klappte nicht. Ich kann mir vorstellen, daß sie noch einen zweiten Versuch unternimmt.«

»Dann ist John gewarnt.«

»Richtig.« Suko trank einen Schluck Bier. »Darauf setzen wir ja alle hier.«

»Und warum sind wir nicht dort oben?«

»Das weißt du doch.«

Marek schüttelte den Kopf. »Je mehr Zeit vergeht, um so größer wird bei mir der Verdacht, daß wir einen Fehler gemacht haben. Ich kann dir keinen Beweis liefern, aber das Gefühl ist einfach da, wenn du verstehst.«

»Durchaus.« Suko drehte sich, um besser nach draußen schauen zu können. »Assunga weiß aber auch, daß hier unten ebenfalls zwei Menschen lauern, die nicht gerade Freunde von ihr sind. Ich glaube sogar, daß sie versuchen wird, auch hier ihre Spuren zu hinterlassen. Das kann im schlimmsten Fall Tote geben.«

Marek nickte. Dann sagte er, und er preßte es durch den fast geschlossenen Mund: »Ich wünsche mir, daß sie hier erscheint. Ich wünsche es mir, und ich würde dann meinen Pfahl nehmen und ihn durch ihren Körper rammen. So hart, daß er an der Rückseite wieder austritt. Und dann will ich zusehen, wie sie stirbt. Das hat nichts damit zu tun, daß ich die Gewalt liebe, aber ich habe mir vorgenommen, das Böse auszurotten. Das fängt bei den Vampiren an, macht auch vor Hexen nicht halt, und wo es endet, weiß ich nicht.«

»Klar, so denken wir auch.«

»Aber Assunga ist zu schlau«, fuhr Marek fort. »Ich spüre es in meinen alten Knochen. Die ist hinterrücks, die ist gemein und gefährlich. Die schlägt zu, wenn du nicht daran denkst, und dann bist du verloren, dann ist es aus. Ich denke da an die Bewohner und auch an die Polizisten. Verdammt, sie wissen ja gar nicht, was läuft. Vielleicht ahnen sie etwas, aber sie können es nicht in die Reihe bekommen, finde ich.« Er hatte sehr leise gesprochen, damit der neugierige Wirt nichts mitbekam.

»Ich gebe dir recht.«

»Mehr nicht?«

Suko lächelte. »Doch, ich mache dir einen Vorschlag. Wie wäre es denn, wenn wir uns in Plakac ein wenig umschauen. Nicht die schlechteste Idee - oder?«

Marek runzelte die Stirn. »Meinst du, daß wir hier Patrouille laufen

sollen?«

»So ähnlich.«

»Ja, ich bin dafür.« Er wollte schon zahlen, aber Suko holte bereits Geld aus der Tasche.

Er bekam noch etwas zurück, mußte warten, weil der Wirt in der Kasse nachsuchte.

Dabei schaute Suko aus dem Fenster. Marek hatte sich gedreht, stand mit dem Rücken zur Theke und blickte in das Lokal hinein. Deshalb bekam er nicht mit, wie sich Sukos Gesicht staunend verzog, denn er hatte eine junge Frau gesehen, die bereits dicht vor dem Lokal erschienen und von Suko zuvor nicht gesehen worden war. Sie schien sich aus dem Nichts materialisiert zu haben.

Sie blieb stehen.

An den Füßen trug sie nicht einmal Sandalen. Der Staub klebte an ihnen und ließ sie aussehen, als trüge das Mädchen Schuhe. Es war blond, hatte ein noch kindliches Gesicht, aber die Formen einer Frau, das verriet das durchsichtige Gewand eindrucksvoll.

Als der Wirt das Wechselgeld hinlegte, machte ihn Suko auf die Kleine aufmerksam. »Kennen Sie die?« Er deutete mit dem Kopf zum Fenster hin, was auch der Wirt begriff.

Der Mann drehte sich um, bekam Stilaugen und schüttelte den Kopf. »Nie hier gesehen.«

»Wen hast du nicht gesehen?« fragte Marek.

Suko wollte es ihm erklären, was er nicht mehr brauchte, denn die junge Frau war im toten Winkel verschwunden und stieß einen Moment später die Tür der Gaststätte auf, wobei sie einen Schritt vorging und dann stehenblieb.

Unsicher schaute sie sich um.

Niemand redete. Auch den Gästen hatte es die Sprache verschlagen. Mit dem Erscheinen dieser fremden Person hatte niemand gerechnet. Auch die Polizisten nicht, denn in ihre müden Gestalten kehrte Leben zurück. Sie waren zu dritt, und sie erinnerten an Puppen, als sie sich aufrichteten, zwinkerten, wobei einer mit der Hand durch die Luft wedelte, um den Rauch zu vertreiben.

Plötzlich waren sie wach.

Einer pfiff, der zweite lachte, und der dritte konnte ein Räuspern nicht unterdrücken.

Die Fremde kümmerte sich nicht um die jungen Männer. Ihr Ziel war die Theke.

Und sie ging vor.

Tapp… tapp… mit diesen Geräuschen klatschten ihre nackten Füße auf das alte Holz.

Der Wirt schaute ihr entgegen, hieb sich gegen die Stirn, als wollte er dort den Schweiß vertreiben, und wischte mit einem Tuch über den

Tresen, mehr eine Geste der Verlegenheit, denn das hatte er zuvor schon einige Male getan.

Die Fremde stellte sich neben Marek hin.

Das paßte einem der Soldaten nicht. »He, Schönheit!« rief er, »was willst du denn bei dem alten Knacker? Komm zu mir, auf meinem Schoß ist noch genügend Platz.«

Das Lachen der Männer schallte Suko und Marek gegen den Rücken. Sie drehten sich jedoch nicht um, das Mädchen war interessanter. Obgleich es harmlos und wie ein normaler Gast aussah, hatte Suko den Eindruck, daß dies nicht stimmte.

Diese Kleine war kein normaler Gast. Er konnte sich vorstellen, daß sie aus einem bestimmten Grund erschienen war, den sie vorerst für sich behalten wollte.

Auch der Wirt hatte sich wieder gefangen. Er richtete seinen Blick auf den neuen Gast. »Was willst du trinken?«

»Wasser!«

»Hä…?«

»Und Wein«, sagte sie mit leiser Stimme. Die Antwort hatte sogar Suko verstanden.

Der Mann hinter der Theke hob die Schultern, bevor er sich bückte und etwas unter der Theke hervorholte. In der Flasche befand sich Mineralwasser. Den Wein holte er aus einem Faß und schüttete ihn in einen Krug. Ein hohes Glas baute er ebenfalls vor dem Mädchen auf, das an der Theke stand und schwieg. Es schien in sich versunken zu sein, war zwar äußerlich präsent, hatte sich aber im Innern in eine andere Welt zurückgezogen.

»Bitte sehr.«

Die Kleine nickte nur. Danach mischte sie Wasser und Wein. Als beides eine bestimmte Farbe hatte, nickte sie, kostete, war zufrieden und trank einen größeren Schluck.

»Ist es gut?« fragte der Wirt.

»Ja.«

Suko und Marek wunderten sich über die Einsilbigkeit des jungen Gastes. Sie kannten den Grund nicht. Vielleicht fürchtete sich das Mädchen vor den Gästen, es waren schließlich nur Männer, und die drei Polizisten machten auch nicht den Eindruck, als würden sie weiterhin allein bleiben wollen.

Sicherlich spekulierten sie darauf, die Kleine an ihren Tisch zu holen, denn sie flüsterten miteinander und schienen einen Strategieplan zu entwerfen.

Marek lächelte. Er hatte sich durch die provozierende Bemerkung nicht aus der Ruhe bringen lassen. Wahrscheinlich waren die jungen Polizisten ebenso unsicher wie das Mädchen.

Die Kleine lächelte zurück.

»Du bist fremd hier, nicht?«
Sie überlegte und legte die Stirn in Falten. »Ja, ich bin fremd«, erklärte sie. »Und ich weiß nicht einmal, wer hier der Herr ist? Wer herrscht hier?«
Marek wunderte sich, unterließ jedoch eine Bemerkung. »Was ist mit dem Herrn?«
»Weißt du das auch nicht?«
»Nein, ich…«, er mußte lachen. »Hast du denn nichts von den Veränderungen gehört, die in diesem Land stattgefunden haben?«
»Ich glaube nicht.«
»Rede doch nicht so ein Blech, Alter!« Vom Tisch her hörten sie die Stimme eines Uniformierten.
»Schätze, daß ich die Kleine mal fragen werde, was hier Sache ist.«
Ein Stuhl wurde gerückt.
Suko schielte über seine Schulter hinweg. Er hatte zwar nicht viel verstanden, doch den Sinn der provozierenden Bemerkung hatte er schon begriffen.
Einer der drei Kerle stand auf. Es war der größte, ein wild aussehender Bursche mit blauschwarzen Haaren und einem kantigen Gesicht. Seine Unterlippe stand etwas vor. Eine männliche Schönheit war der Knabe nicht, er fühlte sich jedoch unwiderstehlich, und er kam näher.
»Das gibt Ärger«, sagte Marek.
»Das befürchte ich auch.«
Der Polizist kam sich vor wie ein Kinoheld. Er rückte sein Koppel zurecht, strich mit den Händen an seinen Hüften entlang, als hinge dort ein Colt, dann ging er noch einen großen Schritt nach vorn und blieb neben der Unbekannten stehen.
»Hier bin ich, Schönheit.«
Das Mädchen kümmerte sich nicht um ihn. Es schwieg, trank seinen Wein und schaute ins Leere.
»He, Schönheit, was ist? Willst du mit mir nicht reden?«
»Richtig.«
Der Kerl lachte. »Das würde ich dir aber nicht raten. Ich bin schließlich ein Polizist, manche sagen Bulle zu mir. Und ich kann dich einsperren. Ich bin besser als der alte Knacker neben dir, darauf kannst du dich verlassen.«
»Geh besser!«
Der Uniformierte holte schnaufend Luft. »Ich werde nicht gehen, Schönheit. Ich bleibe hier, dann wirst du schon sehen, was du an mir hast.« Er legte ihr eine Hand auf die Schulter und bewegte dabei seine Finger, als wollte er das Fleisch kneten.
Das Mädchen schüttelte sich unwillig. Darauf wollte der komische Polizist keine Rücksicht nehmen.

Vor ihm und seiner Uniform hatten die meisten Menschen Respekt, da spielte es keine Rolle, welch einem Geschlecht sie angehörten.

»So, jetzt…«

»Nein!«

Die letzte Antwort der Unbekannten hatte lauter geklungen, sehr hart sogar und es lag ein Unterton in der Stimme, der einfach aufhorchen lassen mußte.

»Du willst nicht?«

»Es ist besser, wenn…«

Da lachte der junge Mann. Er fühlte sich so überlegen, auch deshalb, weil er das Mädchen überragte.

Einen Moment später lachte er nicht mehr, denn da hatte Marek ihn angesprochen und so hart gegen die Brust getippt, daß er zwei Schritte zurückwich.

»Du hast gehört, was die Kleine sagte. Pack dich! Geh wieder zu deinen Kollegen.«

Lachen. Kalt und rauh. Das Schütteln des Schädels. Es fiel bei dem Mann alles zusammen. »Unglaublich!« keuchte er. »Das ist ja unglaublich, verdammt noch mal!«

»Benimm dich!« Marek drohte mit dem Zeigefinger. »Du bist hier nicht im Zirkus.«

Der Polizist fühlte sich überfordert. Rhetorisch konnte er sich nicht mehr wehren, jetzt kam es ihm darauf an, das Gesicht nicht zu verlieren.

Die nächste Stufe hieß Gewalt!

Er sah so aus, als wollte er Marek mit einem Faustschlag zu Boden schmettern.

Suko wollte eingreifen, aber Marek schüttelte den Kopf. Er fühlte sich provoziert und wollte den Kampf allein durchstehen. Die Klasse besaß er nicht. Und er war auch nicht auf die Tricks eingestellt, mit denen sich der junge Mann vertraut gemacht hatte.

Er schlug nicht, er trat.

Es war ein gemeiner Tritt, begleitet von einem Lachen. Marek war zwar nicht zwischen den Beinen getroffen worden, aber viel hätte nicht gefehlt. Es tat ihm trotzdem weh, und er brüllte auf.

Dann wankte er zurück. Seine Augen wurden etwas glasig, und der Atem pfiff über seine Lippen.

Beide Hände preßte er auf die Stelle. Auf einem Stuhl fand er Platz, und der Polizist, der ihn getreten hatte, freute sich darüber.

Provozierend blieb er in der Mitte des Raumes stehen. Seine beiden Kumpel klatschten Beifall, der Wirt schimpfte, und Suko sagte kein einziges Wort. Er schwieg ebenso wie die Fremde.

Aber er schaute den Schläger an, und der fing, als er den Kopf drehte, Sukos Blick auf.

Der Kerl hatte vorgehabt zu lachen, aber dieses Geräusch erstickte bereits im Ansatz.

Der Blick störte ihn. Er war eine Warnung, und der junge Mann ahnte, daß er einen Fehler gemacht hatte.

Jetzt erst bewegte sich das Mädchen. Es nahm noch einen Schluck Wein, löste sich von der Theke und schlug einen kleinen Bogen, um in den Rücken des Polizisten zu gelangen.

Niemand sah, daß sich die rechte Hand der Kleinen bewegte und unter der Kleidung für einen Moment verschwand.

Sekunden später war sie wieder sichtbar, aber nicht nur sie. Etwas ragte aus ihrer Faust, eine Waffe, ein spätmittelalterlicher Zackendolch mit einer mittelbreiten Klinge.

Mit der Waffe stieß sie zu.

Einmal nur, aber unheimlich wuchtig!

Suko hatte nichts gesehen, weil der breite Rücken des Polizisten die Fremde verdeckte. Sie trat sofort zurück, ging dem Ausgang zu, und nach einer Sekunde beschleunigte sie ihre Schritte. Plötzlich rannte sie hinaus, ohne von den anderen aufgehalten zu werden.

Auch Suko hatte sie mit dieser Handlung überrascht. Er schaute auf den Polizisten, der noch vor ihm stand, dessen Gesicht sich aber in eine Maske aus Schmerz und Angst verwandelte. Es war furchtbar für ihn, er röchelte, er riß den Mund auf.

Hellrotes Blut sickerte hervor…

Dann kippte er nach vorn. Er wäre über einen Tisch gefallen, hätte zudem noch Stühle umgerissen, doch Suko war schneller und fing den Mann auf. Zugleich mit den anderen sah er die Waffe.

Sie steckte tief in der blutenden Rückenwunde!

***

Lähmende Stille - Entsetzen… Angst.

Selbst Suko war überrascht. Er dachte aber sofort an das geheimnisvolle Mädchen, das es geschafft hatte, die Gaststätte so schnell wie möglich zu verlassen.

Eine kalte Haut hatte sich auf seinen Rücken gelegt. Er mußte schlucken, legte den Mann zu Boden, hörte die anderen beiden Polizisten schreien, die dabei aufsprangen und auf ihren Kollegen zurannten, dessen Blick bereits gebrochen war.

Suko huschte auf die Tür zu. Er bewegte sich noch schneller als die Mörderin.

Nichts zu sehen.

Die Mörderin hatte es geschafft, sich zu verstecken. Der Platz lag unter der Wolke aus Staub, in die Sonnenstrahlen hineinfielen und ihn an manchen Stellen leicht vergoldeten, so daß er wirkte wie ein gelb schimmerndes Mehl.

Wo steckte sie?
Suko wollte auch nicht fragen und schon jetzt ein Chaos erzeugen, er ging wieder zurück in das Lokal, wo die beiden Uniformierten neben dem Toten hockten, schwiegen und mit leichenblassen Gesichtern ins Leere starrten.
Einer weinte sogar…
Frantisek Marek hatte sich einigermaßen erholt, obwohl es ihm noch immer nicht gutging. Jedenfalls saß er nicht mehr. Er stand gekrümmt, sein Gesicht war verzerrt, und er schaute Suko an, als ob dieser ihm die große Lösung verraten konnte.
Nur der Wirt sprach. »Es war sie… verdammt… es war sie. Die muß das Messer gehabt haben, die…«
Suko drängte die Polizisten zur Seite. Er befahl ihnen, nach Modini zu suchen.
Als sie nicht gingen, vielleicht hatten sie auch nichts verstanden, herrschte Marek sie an.
Da verschwanden sie.
Suko schaute sich den Toten an, und er interessierte sich besonders für dessen Rückenwunde, aus der der Dolchgriff ragte. Die Klinge war nicht ganz im Körper verschwunden, einen Teil konnte Suko sehen, und er schüttelte den Kopf.
Es war tatsächlich ein Zackendolch, der dem Polizisten das Leben geraubt hatte. Eine Klingenseite sah aus wie eine Säge mit großen Zähnen. Sie erinnerten an Dreiecke und zwischen ihnen befand sich jeweils ein ziemlich großer Zwischenraum. Wer diesen Dolch in den Körper bekam, hatte kaum eine Überlebenschance!
Wer trug denn heute noch einen Zackendolch?
Das wollte Suko nicht in den Kopf. Er sah, wie sich Marek neben ihm bückte.
»Grübelst du über die Waffe nach, Suko?«
»Genau.«
Marek schaute sich den Dolch von allen Seiten an. Er prüfte genau und murmelte etwas vor sich hin, das Suko nicht verstand und deshalb nachfragte.
»Es - ist eine alte Waffe, mein Freund.«
»Wie alt ungefähr?«
Marek runzelte die Stirn und hob seine Augenbrauen. »Ich würde sagen, einige hundert Jahre. Das sieht man, der Dolch ist nicht nachgemacht worden, das Ding ist echt.«
Suko nickte. Er fragte: »Und das Mädchen?«
Marek zeigte sich irritiert. »Was meinst du damit?«
»Nichts, vergiß es.«
Das vergaß der Pfähler nicht. Er sprach nur nicht mehr darüber und erhob sich. Gekrümmt ging er zu einem Stuhl und ließ sich darauf

nieder. Der Wirt hinter der Theke war noch immer vom blanken Entsetzen gezeichnet. Er schlug einige Kreuzzeichen und schaffte es dabei auch, zwei mit Schnaps gefüllte Gläser zu leeren.

»Wie war das mit dem Mädchen?« fragte der Pfähler.

Suko ließ seinen Handrücken über die schweißnasse Stirn gleiten. »Ich weiß es auch nicht, aber mir ist da eine Idee gekommen. Der Dolch ist alt, und ich frage mich, ob das Mädchen nicht auch alt sein könnte, obwohl es so jung aussah.«

»Das mußt du mir erklären.«

Suko kam nicht dazu. Er hatte von Assunga und ihrem Zaubermantel reden wollen, als er vor der Tür die Stimmen hörte und gleichzeitig die schweren Schritte.

Dann kam Modini.

Er war nicht allein. Gleich vier seiner Leute hatte er mitgebracht, die sich im Raum verteilten. Sie alle waren entsetzt, als sie die Leiche ihres Kollegen sahen.

Aschfahl im Gesicht kniete Modini neben dem Toten nieder. Er sah das Blut, die Wunde und den Dolch, flüsterte etwas und drehte sich dann mit einer hastigen Bewegung um.

Er redete mit Marek, Suko hörte genau hin, verstand einiges und bekam mit, daß man Modini bereits informiert hatte.

»Wo ist diese Frau?«

»Wir wissen es nicht.«

»Aber ihr habt gesehen, daß sie…«

Marek unterbrach ihn. »Ja, das haben wir gesehen, aber wir konnten nichts machen, weil es einfach zu schnell ging, verstehst du? Sie war wie der Blitz.«

Modini nickte. Er ging mit roboterhaft wirkenden Schritten zur Theke und bestellte einen Schnaps.

Er leerte sein Glas und kippte einen zweiten hinterher.

»Dieser Ort ist verflucht« flüsterte er. »Ich weiß es, er ist verflucht. Es liegt ein Schauer über ihm. Das Grauen hat hier Einzug gehalten. Ich weiß es genau. Ich bin deshalb…« er drehte sich um und deutete gegen ein Fenster.

»Was meinen Sie?« fragte Marek.

»Die Sonne sinkt tiefer«, flüsterte Modini. »Die Schatten werden länger, bald wird die Dämmerung hereinbrechen, und ihr folgt die Nacht. Und ich weiß, daß es eine böse, sehr böse Nacht werden wird. Darauf kannst du dich sicher verlassen. Ich habe Angst vor der Nacht, und ich weiß nicht, wie viele Mörder hier durch Plakac schleichen. Es kann die Nacht der grausamen Frauen werden.«

»Wir wollen es nicht hoffen.«

Modini schüttelte den Kopf. Er hob in einer hilflosen Geste die Schultern. Wieder war zu sehen, wie sehr er sich überfordert fühlte.

Dann gab er seinen Leuten Bescheid, den Toten anzuheben und ihn wegzuschaffen. »Bringt ihn zu den anderen.«

Marek und Suko schauten ihnen nach. Der Pfähler hatte die Lippen zusammengepreßt, er dachte über ein Problem nach und sprach Suko schließlich darauf an.

»Da war etwas mit der Frau.«

»Nicht hier und jetzt.«

»Wo dann?«

»Draußen.«

»Gut.« Marek zahlte die Rechnung, und der Wirt sagte zu ihnen, als sie gingen:

»Kommt nur nicht wieder, ihr beiden. Ihr bringt nur Unglück. Ja, verdammt, ihr bringt Unglück!«

Sie sagten nichts.

Auf dem Vorplatz war einiges anders geworden, denn es hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, was geschehen war. Niemand döste mehr im Schatten. Die Männer machten einen entschlossenen Eindruck. In ihre Körper schien Energie hineingeflossen zu sein. Ihre Blicke waren kalt und ängstlich zugleich. Es sah so aus, als würden sie sich an ihren Waffen festklammern, nur um einen Halt zu haben.

Marek sagte: »Du wolltest mir…«

»Wie geht es dir jetzt?«

Der Pfähler lachte. »Weißt du, Suko, ich bin zäh wieein alter Gaul, den haut so leicht nichts um.«

»Hoffentlich.«

»Keine Sorge, drauf kannst du dich verlassen. Die Zukunft läßt mich allerdings schaudern. Modini hat von der hereinbrechenden Nacht gesprochen. Er fürchtete sich davor. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß er damit recht haben könnte.«

»Vielleicht.«

»Was ist denn mit der Frau?«

Suko atmete tief ein. Die warme Luft drang in seine Lungen. Er hatte auf den Abendwind gehofft, der von den Bergen her ins Tal wehen würde, leider blieb er aus. Die Luft stand wie eine Wand. Es war stickig und schwül.

»Wir suchen Assunga«, begann er. »Wir suchen eine Hexe, die in der Vergangenheit gelebt hat, in ein Grab gesteckt wurde, wieder erwachte, unter dem Schutz Liliths steht, Dracula II finden will, und die zuvor einen Umweg gemacht hat, um sich einen Mantel zu besorgen, der für sie wichtig war, denn sie wollte Mallmann nicht ohne Geschenk oder was weiß ich vor die Augen treten.«

»Das weiß ich alles, Suko. Was hat das mit der Mörderin zu tun?«

»Laß mich ausreden. John hat erlebt, daß Assunga durch den Mantel die Zeiten überbrücken kann. Sie reist in die Vergangenheit und

wieder zurück in die Gegenwart. Das alles macht ihr nichts aus, darüber lächelt sie nur. Aber, ich frage dich, wer sagt uns denn, daß sie diesen Weg nur allein reist? Ist es denn nicht möglich, daß sie jemand aus der anderen Zeit mitbringt?«

Marek lachte auf. »Verstehe, Suko. Du denkst dabei an die Kleine, an die Mörderin.«

»Genau.«

Marek nickte. »Das ist ein Ding«, sagte er leise. »Verdammt, das ist wirklich…« Er räusperte sich.

»Ich habe da ungefähr das gleiche gedacht, als ich den Dolch sah, der aus dem Rücken schaute. Es ist eine alte Waffe, eine sehr alte sogar, und wenn du recht hast, dann hat das Mädchen sie aus seiner Zeit mitgebracht.«

»So sehe ich es auch.«

Marek ließ sich Zeit. Er überlegte, schließlich meinte er: »Und jetzt ist sie wieder verschwunden?«

»Ja.«

»Zurückgereist?«

Suko wiegte den Kopf. »Daran will ich nicht glauben, obwohl es durchaus sein kann. Denk an Assunga. Wenn sie den Mantel trägt, kostet es sie nur ein kurzes Zucken, einen Gedankenblitz, um sich in die Vergangenheit zu versetzen. Aber das interessiert mich nicht so sehr. Ich könnte mir vorstellen, daß diese junge Person nicht allein gekommen ist. Ich rechne bereits damit, daß sich Assunga noch andere Helferinnen geholt hat, die ihr dabei helfen, ihre Macht zu festigen. Und das bereitet mir verdammt große Sorgen.«

»Mir auch«, murmelte Marek, »mir auch.« Er kickte einen Stein zur Seite. »Und auf die Polizisten können wir uns nicht verlassen, Suko. Die würden uns kaum glauben, schätze ich.«

»Ja, meine ich auch.«

»Dann stehen wir allein.«

»Bis jetzt«, sagte Suko.

»Oder hoffst du auf John?«

Suko schaute zu den Bergen hin. »Wenn ich nur wüßte, wo er steckt, ginge es mir besser.«

»Frag mich mal, Suko.« Marek schaute nach vorn. Auf dem Platz tat sich nichts. »Wenn das zutrifft, was du denkst, Suko, sollten wir hier nicht stehenbleiben und auf den Bahnhof starren.«

»Einverstanden.« Der Inspektor nickte. »Machen wir also unseren kleinen Rundgang durch Plakac.«

»Der hoffentlich nicht in die Hölle führt«, murmelte Marek und ging als erster los…

***

Das Bild aus der Luft hatte die beiden Männer nicht getäuscht. Der Ort war größer, als es den Anschein hatte. Es gab so etwas wie einen Kern, dann aber verteilten sich die Häuser in dem Tal, wobei sie nicht auf die mit dichten Wäldern bedeckten Hänge der Berge zudrängten, sondern in die andere Richtung, denn dort hatte die Umgebung ein anderes Gesicht bekommen.

Da breitete sich eine hüglige Ebene aus, die an die afrikanische Savanne erinnerte. Erst jenseits dieser Landschaft zeichneten sich wieder die Umrisse der Berge ab.

Zum Schutz vor der Sonne standen die Häuser dicht zusammen. Die Gassen waren schmal und schattig.

Vieles wirkte baufällig und verfallen. Hin und wieder klapperte ein alter Fensterladen, manchmal sahen sie auch einen Einwohner, der sich sofort zurückzog, wenn die beiden Fremden in sein Blickfeld gerieten.

»Die haben Angst«, sagte Marek.

»Vor uns?«

Der Pfähler hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Möglicherweise wissen sie auch mehr als wir und sagen es nur nicht.«

»Dann sollten wir mit ihnen reden.«

»Du hast Nerven. Wo denn?«

Suko war stehengeblieben. Die Gasse war ziemlich eng. Altes Pflaster bedeckte nur teilweise den Boden, der deshalb wie ein alter Flickenteppich wirkte. Irgendwo plätscherte Wasser. Es lief durch einen kleinen Kanal in der nächsten Seitengasse, in die Suko und Marek hineingingen und die noch enger war.

Es war bereits düster zwischen den Häusern. Nur dort, wo die Gasse endete, entstand ein helles Viereck, das aussah wie eine trübe Leinwand. Den beiden Männern fiel auch die Stille auf. Sie kam ihnen nicht natürlich vor, denn sie war wie ein dumpfer, böser Druck, der alles zusammenpressen wollte und Macht über die Menschen gewann.

Was am Ende der Gasse lag, konnten sie nicht sehen, aber sie entdeckten die beiden Frauen, die von verschiedenen Seiten auf die Mündung zuliefen und stehenblieben.

Sie schauten sie an.

Marek fluchte leise und sprach davon, daß die Mörderin wohl nicht allein gekommen war.

»Die hat welche mitgebracht, Suko. Das sind keine Bewohner, nein, die da sehen anders aus.«

»Okay, gehen wir hin.«

Sie blieben dicht beisammen. Marek griff nach seinen Waffen. Wie immer trug er den angespitzten Eichenpfahl bei sich. Es war die Waffe gegen Vampire, deren Jagd auf sie er sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte.

Die Frauen standen da, ohne sich zu rühren. Eine von ihnen trug ihr Haar sehr kurz und struppig.

Die andere war kleiner und hatte die Arme vor der Brust verschränkt.

»Wie Wächter!« hauchte Marek.

»Ja, aber für wen?«

»Assunga?«

»Wir werden sie fragen.«

»Denk an die Kleine aus dem Lokal, und denk vor allen Dingen an deren Dolch.«

»Keine Sorge, das habe ich nicht vergessen.«

Sie gingen jetzt schneller.

Eigentlich hätten die beiden Frauen eine Reaktion zeigen müssen, doch sie blieben stehen und schauten ihnen starr entgegen. Marek kam sich vor wie in einem Gefängnis. Die Häuser rechts und links schienen aufeinander zuzuwachsen und die Gasse noch enger zu machen. Die Luft war stickig, es bereitete kein Vergnügen, sie einatmen zu müssen. Gerüche drangen in ihre Nasen. Irgendwo kochte jemand eine Mahlzeit, und die Schwaden wehten zwischen den Häusern entlang.

»Denen scheint es ja Spaß zu machen, daß wir kommen«, murmelte Marek. »Aber keine Sorge, die werden sich wundern.«

Suko warnte ihn. »Nichts übereilen, alter Freund.«

»Keine Sorge. Manchmal reiße ich mich zusammen, auch wenn es mir schwerfällt. Und das in meinem Alter.« Marek schüttelte den Kopf und grinste vor sich hin.

Eine Katze tauchte auf. Das Tier überquerte die Straße und strich an ihnen vorbei. Es hatte den Schwanz eingezogen, wahrscheinlich wurde es von der Angst geleitet.

Einer Ahnung folgend, drehte sich der Inspektor um. Und da sah er die nächsten beiden Frauen.

Sofort blieb er stehen. Auch Marek drehte sich.

»Das ist eine Falle, Suko!«

Die beiden Personen standen am anderen Ende der schmalen Gasse ebenfalls wie zwei Aufpasserinnen, die darauf geeicht waren, keinen Menschen passieren zu lassen.

Stumm, drohend, ohne sich zu bewegen, wie gefährliche Statuen. Aber die Mörderin war nicht dabei.

Marek räusperte sich. »Mittlerweile habe ich das Gefühl, als hätten sie es nicht auf die Menschen hier abgesehen, sondern nur auf uns beide.«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Du scheinst ja sehr von dir überzeugt zu sein.«

»Manchmal muß man das.«

Marek schwieg. Er konzentrierte sich auf den weiteren Weg, und

nach wenigen Schritten kamen sie nicht mehr weiter. Es sei denn, sie hätten die Frauen gewaltsam aus dem Weg geräumt. Freiwillig würden sie nicht Platz schaffen, das war ihren Gesichtern anzusehen.

Suko blieb freundlich. Er lächelte ihnen sogar zu, als er sagte: »Wir möchten gern vorbei.«

»Nein!«

Suko schaute die Größere an, denn sie hatte gesprochen. »Gibt es dafür einen Grund?«

»Ja.«

Sie war ebenso einsilbig wie die Kleine in der Kneipe. Suko forschte in ihrem Gesicht nach und hatte den Eindruck, als gäbe es zwischen ihr und dem anderen Mädchen gewisse äußerliche Gemeinsamkeiten, wie bei Geschwistern. Waren sie es?

»Was ist der Grund?« fragte Marek.

»Sie.«

»Wer ist sie?«

Die Männer bekamen keine Antwort. Trotz der Hitze schien die Umgebung einzufrieren. Hinter den beiden Frauen stand noch das hellere Licht. Aber es hatte bereits einen Grauschimmer bekommen, Anzeichen der Dämmerung, die bald einsetzen würde.

Die Frauen wirkten statisch, wie Puppen. Auf ihren Gesichtern lag der Schweiß als dünner Glanz.

Sie hielten ihre Blicke streng auf die Männer gerichtet, die Kleidung war sehr dünn. Sie bestand praktisch nur aus Gewändern, die man in dieser Zeit nicht trug. Die beiden Personen selbst schienen nicht hierher zu gehören.

»Hast du auch einen Namen?« fragte Marek.

»Ich bin Sena.«

»Woher kommst du?«

»Aus dem Reich des Pfählers.«

Marek war überrascht. Er sagte: »Damit hast du doch wohl nicht mich gemeint?«

»Bist du Dracula?«

War das der Beweis, daß diese Personen eine Zeitreise hinter sich gebracht hatte? Für Marek schon, für Suko ebenfalls, denn der Inspektor deutete ein leichtes Nicken an.

Und Marek lächelte. Es fiel ihm schwer, und er mußte sich auch dazu zwingen, aber er tat es. »Dann hast du den Blutgrafen erlebt? Du kennst ihn und seine Grausamkeiten also?«

»Er wollte mich töten. Hineinwerfen in die mit Pfählen bestückte Grube. Er wollte mich aufspießen, er wollte mein Blut riechen, er hat mich einfach…«

»Und warum tat er es nicht?«

»Assunga kam und rettete uns. Sie hat seine Soldaten getötet, und sie

nahm uns mit. Wir sind ihr dankbar, sehr sogar. Wir sind ihr über alles im Leben dankbar.«

»Wie viele seid ihr?«

»Sechs Frauen…«

Das war eine stolze Zahl. Auch Suko hatte den größten Teil der Unterhaltung verstanden, und sein Gesicht hatte einen bedenklichen Ausdruck angenommen. Vier hatte er gesehen. Zwei fehlten noch, und er wußte nicht, wo sie sich aufhielten.

Das Dorf war nicht groß, dennoch gab es zahlreiche Verstecke, und sie konnten überall zuschlagen.

Marek bewegte seine Finger, als wollte er sie geschmeidig machen, um eine Waffe schnell ziehen zu können. »Assunga seid ihr dankbar. Ihr würdet alles für sie tun. Ihr würdet auch töten, oder irre ich mich?«

»Ja, wir töten.«

»Warum?«

»Unsere Herrin will es so. Sie wird sich an dieser Stadt rächen. Sie soll ihr gehören. Sie wird ihr Zeichen setzen und es ihrem neuen Freund zeigen, mit dem sie irgendwann hierher zurückkehren will. Es ist alles besprochen worden.«

»Sollen alle Bewohner getötet werden?« Marek fragte es ruhig. Er wunderte sich selbst über seine relative Gelassenheit.

»Es kommt darauf an.«

»Wer genau?«

»Ihr seid ihre Feinde.«

Der Pfähler nickte. »Und sicherlich habt ihr nach uns Ausschau gehalten, wie?«

»Ja, das stimmt.«

»Sollen wir sterben?«

»Sie will es so.«

»Hier?«

»So schnell wie möglich!«

Sena hatte den Satz kaum beendet, als beide Männer ein scharfes, gellendes Lachen hörten. Es hallte in die Gasse hinein, es kam von oben, und sie schauten in die Höhe.

Assunga stand auf dem Dach eines Hauses. Sie trug ihren schwarzen Mantel, aus dessen Kragen ihr Kopf mit den schwarzroten Haaren hervorschaute, die ein helles Gesicht umrahmten.

Beide Arme hielt sie in die Höhe gestreckt und die Hände nach hinten gekippt, so daß eine gewisse Person auf ihnen liegen konnte.

Es war ein Polizist.

Es war Modini!

Ihn hatte sie sich geholt.

Und sie lachte noch einmal, als sie sich bewegte und den Körper des

Polizisten in die Tiefe schleuderte. Das Gelächter war wie das grausame Echo einer Todesmelodie, als es zwischen den Hausfronten wetterte.

Suko und Marek sprangen zurück.

Sie wollten von dem Körper nicht getroffen und möglicherweise erschlagen werden.

Dann prallte er auf.

Leblos blieb er liegen. Er war auf den Rücken gerollt, und beide Männer konnten die klaffende Wunde in Modinis Brust sehen. Er war also schon vor dem Wurf tot gewesen.

Sie griffen zu den Waffen.

Im nächsten Augenblick schickte Assunga das Feuer!

***

Irgendwann dachte ich daran, daß gerade zu dieser Zeit die Spiele in Wimbledon ausgetragen wurden und ich mir gern die Tennis-Elite der Welt hätte ansehen wollen.

Aber dazu würde es nicht kommen. Dennoch besaßen meiner Ansicht nach die Tennis-Cracks und ich eine Gemeinsamkeit.

Wir waren beide erschöpft!

Die Beckers, Grafs und Co durch ihr Spiel und ich durch meine ›Wanderung‹ in Richtung Tal.

Das war einfach furchtbar gewesen, das war eigentlich mehr, als ein Mensch jemals freiwillig auf sich nehmen würde, denn es gab tatsächlich keine Wege und Pfade. Ich mußte mich durch eine wilde, urwüchsige Natur hindurchwühlen. Ich war in Busch- und Strauchwerk hineingefallen, ich hatte mich durch starke Nadelbauminseln gekämpft und spürte deren Stiche überall an den nackten Stellen meiner Haut.

Ich war erschöpft, aber ich hatte mich immer wieder aufraffen und mich vor allen Dingen an den zahlreichen Rinnsalen erfrischen können, die zitternd und glitzernd die Hänge hinabliefen und deren Wasser so herrlich klar und kalt war.

Wenn einem die Zeit in Nacken sitzt, wenn es auf jede Sekunde ankommt, dann kommt einem der Weg doppelt oder dreimal so lang vor. Mir jedenfalls erging es so. Obgleich es ›nur‹ bergab ging, hatte ich meine große Mühe und lag oft genug am Boden, weil die Hänge so steil waren, daß ich sie nur rutschend überwinden konnte.

Alles hat einmal ein Ende, nur die Wurst hat zwei. Wenn ich Lücken im Wald entdeckte, hatte ich natürlich sofort hindurchgeschaut, um einen Blick in die Ebene werfen zu können. Irgendwann hatte ich den Eindruck, daß dieses Gelände mit dem Mittelpunkt Plakac auf meiner Höhe lag.

Das war der Beweis.

Und es dauerte nur wenige Minuten, bis ich es geschafft und den Rand des Waldes erreicht hatte.

Meine Füße bewegten sich noch automatisch, an der Kleidung klebten Dreck, Staub, Blätter, kleinere Zweigstücke, Baumrinde und Gras.

Ich sah tatsächlich aus wie ein Waldläufer und war froh, daß ich einen kleinen Wildwasserbach fand, an dem ich mich provisorisch reinigen konnte.

Die Kühle war herrlich, sie tat gut, sie entlohnte mich für viele Schwierigkeiten und ich schleuderte das Wasser auch in mein völlig erhitztes Gesicht.

Ich trank es, ich ließ es über meine Arme laufen, ich war einfach wieder besser drauf.

Und diese Zeit wollte ich mir auch nehmen, ich hatte sie verdient. Die Umgebung war mittlerweile eine andere geworden. Damit meinte ich nicht die Tatsache, daß ich den Wald verlassen hatte, aber die Sonne war so tief gesunken, daß sie beinahe schon waagerecht stand und ihre rotglühenden Strahlen über das Land schickte, als wollte sie es mit Blut übergießen. Genau dort, wo der Sonnenball im Westen wie ein riesiges Auge stand, malten sich auch die ersten Schatten der Dämmerung vor dem Kreis ab. Sie sahen aus wie lange, fließende Wellen, die sich immer weiter in den Vordergrund drängten.

Die Luft roch hier noch feucht. Es wurde schwül, der Wind war völlig eingeschlafen, und als ich mich nach links drehte, da sah ich den dunklen Hang wie eine Wand, die schräg in die Höhe lief, als wollte sie irgendwo den Himmel erreichen.

Ich atmete tief durch.

In der Luft lagen unsichtbare Spinnweben. Sie waren wie dünne Netze, die sich überall festklebten und huschten auch zitternd über mein Gesicht hinweg.

Ich schaute dorthin, wo Plakac lag.

Konturenscharf zeichnete sich der Ort ab. Sogar die Gleise konnte ich erkennen. Sie unterbrachen die flache Ebene wie ein glänzendes Band und endeten am Bahnhof.

Der Ort lag ruhig. Er kam mir vor, als würde dort überhaupt keine Bewegung herrschen. Tiefes, beinahe schon bedrückendes Schweigen lastete wolkenähnlich über den Häusern. Der hohe Kirchturm schien die Menschen daran erinnern zu wollen, daß es noch etwas anderes gab, als sich nur den irdischen Freuden hinzugeben.

Gerade jetzt fing seine Glocke an zu läuten, und dieses Geräusch wehte mir entgegen.

Ich hatte es geschafft!

Ich lachte, ich freute mich, ich wollte gehen und blieb trotzdem stehen, denn plötzlich sah ich die Frau.

Sie stand auf einmal, als wäre sie vom Himmel gefallen. Ich dachte sofort an Assunga, aber sie war es nicht, sondern eine ziemlich junge Person, die ich nicht kannte.

Oder doch?

Ich wunderte mich, ich dachte nach, und plötzlich hatte ich eine Idee. Dieses Gesicht hatte ich schon einmal gesehen.

Sie lächelte.

Sie kam vor.

Sie streckte mir die Hände entgegen…

Ich ging zurück.

Da fiel es mir ein. Natürlich, jetzt wußte ich, wo ich das Gesicht schon einmal gesehen hatte.

Bei Assunga!

Sie war es gewesen, die mehrere ihrer Dienerinnen aus der Vergangenheit mitgebracht hatte. Und diese junge Frau gehörte dazu. Sie stand also der Hexe nahe, und dementsprechend vorsichtig verhielt ich mich ihr gegenüber.

Sie sprach mich an.

Ich konnte nicht behaupten, die rumänische Sprache zu beherrschen, aber ich verstand, was sie sagte. »Ich freue mich, dich zu treffen.«

Ich antwortete stotternd: »Tut mir leid, ich kenne dich nicht.«

»Doch…«

»Du kommst nicht von hier!«

Sie blieb stehen und legte den Kopf schief. »Aber es ist schön hier«, sagte sie. »Es ist einfach wunderschön. Ich,… ich fühle mich hier wohl. Ich bin ihr dankbar.«

»Damit meinst du Assunga?«

»Nur sie.«

»Weißt du denn, wo sie sich aufhält? Hast du sie hier in dieser Zeit schon gesehen?«

»Ich liebe sie, ich weiß es, wo ich sie finden kann.«

Diese Antwort kam mir sehr gelegen. Alles, was ich tat und unternahm, galt im Prinzip nur Assunga. Sie mußte ich stoppen. Ihren Weg mußte ich anhalten, damit es ihr nicht gelang, an Will Mallmann heranzukommen und mit ihm zusammen eine Machtquelle Schwarzer Magie zu bilden.

»Ja, ich mag sie auch«, log ich das Mädchen an. »Würdest du mich zu ihr bringen?«

Sie überlegte. Wie sie so vor mir stand und sich ihr leicht durchsichtiges Gewand im Wind bewegte, erinnerte sie mich an eine kleine Nymphe, die auf einen Prinzen wartete. Sie machte - und das wohl unbewußt - ganz auf Verführung. Ihre Haltung wirkte unschuldig, der Gesichtsausdruck etwas naiv.

Aber ich ließ mich nicht täuschen. Sie gehörte zu Assunga, sie war

ihr ergeben, denn die Hexe hatte sie mitgenommen, und sicherlich war sie ihr etwas schuldig.

»Müssen wir weit gehen?« wollte ich wissen.

Das Mädchen hob einen Arm an und wies auf Plakac. »Dort ist es.«

»Gut. Wie heißt du eigentlich?«

»Maria.«

»Ein schöner Name.«

»Und wie heißt du?«

»John.«

Sie verzog die Lippen, weil sie damit nichts anfangen konnte. Es war nicht einmal leicht für sie, ihn auszusprechen, und sie sprach von einem sehr fremden Namen.

»Ich bin auch nicht von hier.«

Maria lachte. Sie tänzelte auf mich zu, spreizte ihren rechten Arm ab.

»Komm, gib mir deine Hand.«

Wenn es ihr Spaß macht, okay. Ich faßte sie an, sie lachte und hüpfte die nächsten Meter wie ein kleines Kind, dem es Freude machte, die Natur zu sehen.

Wenn ich mir das ansah und es nachvollzog, dann war es auch für mich kaum vorstellbar, daß es in diesem Fall um Leben und Tod ging. Daß Assunga die Fäden im Hintergrund zog und es sicherlich auch die Hexe gewesen war, die Maria auf meine Spur geschickt hatte.

Ich blieb mißtrauisch.

Wir schritten der Dämmerung entgegen, die nicht grau war, zwar sah ich die Farbe auch, aber in dieses Grau hinein drängten sich die Strahlen der untergehenden Sonne, die sich aufzulösen schienen und das Spektrum der Farben von einem tiefen Rot bis hin zu einem frischen, hellen Blutrot vereinten.

Ein Himmel zum Fotografieren oder zum Malen. Das war etwas für Künstler, aber nicht für mich, auch wenn ich mich von diesem Bild faszinieren ließ.

Wir hielten uns so gut wie möglich in der Nähe des Waldrandes auf. Ich sah keinen Grund dafür, nahm es zunächst einmal hin. Sollte sich dies nicht ändern, würde ich Maria fragen.

Und noch etwas fiel mir auf.

Meine Handfläche war feucht und glatt geworden. Eigentlich zu glatt und feucht für den normalen Schweiß.

Das konnte etwas anderes sein.

Ich warf Maria einen Seitenblick zu. Sie aber gab sich ausgelassen und fröhlich, lachte und die ungewöhnliche Glätte an ihrer Handfläche schien sie auch nicht zu stören.

Mich aber immer mehr.

Deshalb blieb ich stehen, zog meine Hand zurück, und Maria, die nicht damit gerechnet hatte, lief noch ein Stück weiter, bevor sie

ebenfalls stoppte und sich drehte.
»Was ist denn?«
Um besser sehen zu können, hatte ich die Hand angehoben und schaute auf die Fläche.
Seit wann war Schweiß dunkel? Und seit wann roch Schweiß so ähnlich wie Blut?
Es war Blut!
Ich schaute Maria an. Es war mir nicht aufgefallen, daß sie nicht mehr lachte.
Sie stand vor mir, wie zum Sprung aufgestellt.
Dann war sie weg.
Nicht verschwunden wie Assunga, sie trug auch keinen Zaubermantel, aber sie hatte sich auf dem Absatz gedreht und tauchte schon nach wenigen Schritten in das Unterholz ein.
Ich rief ihr einmal nach.
Als Antwort bekam ich ein Lachen.
Danach war es still.
Verdammt, die Kleine hatte mich geleimt. Sie hatte mit mir gespielt. Sie war von Assunga geschickt worden, um mich abzufangen oder aufzuhalten. Hatte sie ihren Job erfüllt?
Meiner Ansicht nach nicht, denn es war nichts passiert. Ich hatte nur das Blut an meiner Hand gesehen, deshalb mußte ich davon ausgehen, daß es sich um fremdes Blut handelte.
Dann hatte sie etwas Schlimmes getan!
Ich kam mir vor wie ein dummer Junge, als ich auf den dunklen Waldrand schaute, wo sich nichts regte. Die zahlreichen Blätter schimmerten in einem leicht goldenen Glanz, dahinter war es dunkel, und Nadelbäume standen wie eine Wand.
Welchen Auftrag hatte Maria gehabt? Hatte sie verhindern sollen, daß ich den Ort betrat?
Wollte Assunga zuerst ihre Helferinnen ausschicken, bevor sie sich persönlich an mich wandte?
Ich ging zwei Schritte zurück.
Gleichzeitig bewegte sich etwas zwischen den Tannenzweigen, so daß diese anfingen zu wippen.
Ich huschte zur Seite.
Das war mein Glück.
Aus dem Dunkel wischte etwas Langes hervor und hätte mich glatt in Halshöhe erwischt, aber durch die schnelle Reaktion war ich dem Pfeil entkommen.
Sie schoß den nächsten ab.
Wieder nicht getroffen.
Aber ich tat so, als hätte es mich erwischt. Mein Schrei klang ziemlich echt, der anschließende Fall zu Boden war auch nicht der

schlechteste, und ich hoffte, einen genügend großen Eindruck auf Maria gemacht zu haben. Sicherlich würde sie kommen und sich von ihrem Erfolg überzeugen wollen.

Sie kam auch.

Es dauerte nur wenige Sekunden, als sich die Zweige heftiger bewegten. Dann löste sich eine Gestalt, und einen Moment später glitt Maria auf mich zu.

Sie war sehr wachsam, und sie hielt in der rechten Hand einen weiteren Pfeil. Den Bogen hatte sie über die Schulter gelegt. Aus ihrem Mund drang ein böses Zischen. Sie freute sich darüber, daß es mich erwischt hatte, und mir war es gelungen, den Pfeil so zwischen Arm und Körper einzuklemmen, daß es für sie aussehen mußte, als wäre ich getroffen worden.

Sie würde sich wundern, wenn sie sich davon überzeugen wollte. Ich mußte sie einfach packen und auch zu einer Aussage zwingen. Es war einfach zu wichtig, mehr über Assunga herauszufinden.

Ich lag mit der rechten Gesichtshälfte im Staub und schmeckte ihn. Ich hörte das Klopfen meines Herzens. Es kam mir lauter vor als sonst, und ich befürchtete, daß Maria es hören konnte. Hoffentlich ließ sie sich täuschen.

Sie war raffiniert und schlug einen Bogen.

Ich hatte die Augen nicht geöffnet, weil es mir einfach nicht gelang, den leeren und starren Blick eines Toten zu kopieren. Deshalb waren sie halb geschlossen, der Blickwinkel dementsprechend eingeschränkt, und als sie um mich herumging, konnte ich eigentlich nur mehr schielen, aber nicht genau schauen.

Glücklicherweise warf der Waldrand einen breiten Schatten, der auch mich erreichte und schützte.

Maria ging sehr leise. Sie trug nicht einmal Schuhe.

Sie blieb stehen.

Sie atmete, dann sprach sie flüsternd: »Bist du tot, du verdammter Hund? Bist du endlich tot? Du wirst meine Herrin nicht mehr stören, du nicht, du Bestie…«

Das waren ja herrliche Aussichten. Jetzt wußte ich endlich, was sie von mir dachte.

Noch immer peilte ich in die Höhe. Sie hatte nichts bemerkt. Links von mir stand sie in Halshöhe.

Sie beugte sich vor.

Etwas Langes schaute aus der Faust hervor. Es war der Pfeil, die Spitze wies nach unten.

Genau auf meine Brust!

Und das war kein Spaß. Wahrscheinlich wollte sie auf Nummer Sicher gehen. Der Arm zuckte hoch, sie holte aus und stieß zu.

Ich rollte mich weg!

Himmel, ich mußte schnell sein! Ich schaffte es, ich hörte einen Schrei, dann rammte die Spitze des Pfeils hinter mir zu Boden, der Pfeil zerbrach.

Der Schrei wurde zu einem Heulen.

Ich war schon wieder auf den Beinen und flirrte herum.

Maria griff an.

Sie war enttäuscht, aber sie kochte vor Zorn. Wie ein gefährliches Tier sprang sie mich an. Nichts war mehr von ihrer naiven Unschuld geblieben, sie sah jetzt aus wie eine kleine Bestie, fauchte sogar und wollte mir ihre spitzen Fingernägel in den Hals stoßen, denn auch so konnte man einen Menschen töten.

Ich war schneller.

Meine Hand wischte durch die Luft. Ich traf ihre Arme, dann schlug ich ihr in den Rücken, so daß sie zu Boden fiel und sich dort noch überschlug.

Aber sie kam wieder hoch, denn aufgeben wollte sie nicht!

Ihr Blick war haßerfüllt und gemein. Jetzt sah ich ihr an, daß die Kräfte der Hexe in ihr steckten.

Und ich nahm das Kreuz.

Der Teufel haßte es, und seine Dienerinnen, die Hexen, fürchteten es ebenfalls.

Ich hielt es ihr hin.

Sie schrie fürchterlich auf. Sie weinte, sie kroch zusammen, sie wälzte sich am Boden, sie wollte weg, aber ich blieb ihr eisenhart auf den Fersen.

Sie war nur ein zuckendes Bündel, mit dem man eigentlich hätte Mitleid haben müssen, aber das hatte ich nicht, durfte ich nicht haben, denn für mich war sie um keinen Deut besser als eine gefährliche Mörderin.

Ich zerrte sie hoch.

Dann gab ich ihr das Kreuz.

Das Gesicht war einfach so dicht vor mir, daß ich nicht anders konnte. Und plötzlich leuchtete in ihren Augen etwas auf, das kein Feuer war. Dafür ein Gesicht.

Zweimal Assunga.

Und zweimal lächelte sie, bevor ihr Bild wieder verschwand und Maria in meinem Griff zusammensackte.

Sie war tot, und sie hatte keine Augen mehr. Statt dessen sah ich schwarze Flecken.

Waren die Augenhöhlen leer?

Ich ließ sie zu Boden fallen, fühlte nach dem Herzschlag, der nicht mehr vorhanden war.

Dann berührte ich mit den Fingerkuppen ihre Augen. Nein, sie waren nicht leer, ich spürte einen sehr weichen, gallertartigen Widerstand,

doch es gab keine Pupille mehr. Nur die schwarze Masse.

Assunga mußte bemerkt haben, daß mein Kreuz stärker war als Maria. Und sie hatte ihren Einfluß zurückgezogen, die Dienerin im Stich gelassen. Darin unterschied sie sich in Nichts von dem Teufel.

Maria war aus der Vergangenheit gekommen und in der Zukunft gestorben. Sie würde nicht mehr in die Vergangenheit, in ihre Zeit, zurückkehren können. Sie war aus dem großen Weltenspiel kurzerhand entfernt worden. Ich wollte nicht näher darüber nachdenken, sonst machte ich mich noch verrückt.

Assunga war es gelungen, auf eine nahezu teuflische Art und Weise die Zeit zu manipulieren. Sie hatte den Mantel gefunden. Für mich mußte an erster Stelle stehen, ihr dieses Kleidungsstück wieder wegzunehmen.

Maria war ein Vorposten gewesen, und ich dachte darüber nach, wie viele Frauen sie als ihre Dienerinnen aus der Vergangenheit mit in diese Zeit gebracht hatte.

Noch einmal stellte ich mir das Bild im Pavillon vor. Der Mantel war so breit, um damit mehrere Personen umschlingen zu können. Waren es fünf Frauen gewesen oder sechs?

So genau wußte ich das nicht.

Und wer, so fragte ich mich, würde mich noch erwarten, wenn ich weiterging. Warum sollte ich daran gehindert werden, Plakac zu betreten? Hatte Assunga Angst?

Sicherlich nicht vor mir, aber vor meinem Kreuz. Wenn sie damit in Berührung kam, war es vorbei.

Ich ging in Richtung Plakac und die Leiche des jungen Mädchens blieb hinter mir im Schlagschatten des Waldes zurück. Es war alles so sinnlos. Immer wieder erlebte ich den Tod in verschiedenen Variationen, wurde mit Spielarten des Grauens konfrontiert und dachte daran, daß sich meine Gegner immer wieder etwas Neues ausdachten.

Auch an einem Menschen wie mir ging so etwas nicht spurlos vorüber, ich war schließlich keine Maschine.

Und der Kampf hörte nie auf.

Wir hatten Niederlagen erlitten, auch Siege errungen, aber nie den großen Durchbruch geschafft.

Das würde - und davon ging ich einfach mal aus - auch nie geschehen.

Die Glocke läutete nicht mehr.

Über der Ebene lag die Welt in einem tiefen Schweigen. Vereinzelte Lichter leuchteten durch die Nacht. Sie strahlten von Plakac aus ab.

Die größte Lichtinsel war dort, wo sich der Bahnhof befand. Ihr Schein strahlte sogar gegen den Himmel.

Und er gab mir wieder etwas Hoffnung…

***

Sukos und Mareks Tod war eigentlich nur eine Sache von Sekunden. Die Hexe hatte sie abgelenkt, jetzt demonstrierte sie ihre Kraft, sie wollte vernichten, sie würde es auch schaffen, wenn…

Ja, wenn nicht Suko so schnell wie selten zuvor gehandelt hätte. Mit seinem Stab konnte er nicht viel anfangen, es würde ihm nicht gelingen, die Flammen zu stoppen, deshalb mußte er es anders versuchen, um der tödlichen Falle zu entwischen.

Er bewegte sich zur Seite und nutzte die einzige Chance, die ihm noch blieb.

Mit beiden Händen packte er den Körper der ihm am nächsten stehenden Frau, stemmte sie hoch, und diese Person war so überrascht, daß sie nicht einmal einen lauten Ruf ausstieß.

Sie hatte sich voll und ganz auf die Kräfte der Hexe verlassen. Jetzt erlebte sie ihr tödliches Wunder.

Assunga konnte ihr Feuer nicht mehr stoppen. Aber es raste nicht Suko entgegen, sondern der eigenen Dienerin, erwischte deren Kopf, deren Hals und Brust.

»Hau ab, Marek!«

Suko konnte den Satz eben noch brüllen, bevor er die Person von sich schleuderte, so daß sie gegen die zweite Hexendienerin stieß und diese zu Boden schleuderte.

Das Feuer brannte die Frau aus. Es loderte auf dem Gesicht, umspannte den Hals und lief an der Brust aus.

Suko sah es nicht. Er hatte sich bereits gedreht und rannte wieder den Weg zurück.

Marek sah aus wie ein Schattenkasper, dessen hektische Bewegung als Schattenspiele über eine Hauswand huschten. Er ruderte mit den Armen, um seinem englischen Freund klarzumachen, welches vorläufige Schlupfloch er entdeckt hatte.

Es war ihm auf Anhieb gelungen, eine schmale Tür aufzureißen. Dahinter lag ein dunkler Flur, in den Suko den Pfähler zuerst hineindrückte, während er noch für einen Moment in der offenen Tür wartete und zurückschaute.

Noch immer wälzte sich die Hexendienerin über den Boden. Die Flammen aber waren kleiner geworden und zusammengesunken. Von Assunga sah er nichts mehr. Jedenfalls hatte sie das Dach verlassen. Sie würde sich eine andere Möglichkeit einfallen lassen, um Suko und Marek vernichten zu können. Der Inspektor vertraute allerdings auch darauf, daß ihr seine Reaktion einen Schock versetzt hatte. Damit hatte sie einfach nicht rechnen können, und sie würde beim nächsten Angriff sicherlich raffinierter vorgehen.

Jetzt hatte auch Modini sein Leben verloren.

Zunächst Luka, dann er.

Es sah so aus, als wollte Assunga die gesamte Polizei hier in Plakac ausrotten. Den Grund kannte Suko nicht. Möglicherweise erinnerten sie die Uniformen an Dinge, die sie schwer belasteten und mit denen sie schlechte Erfahrungen gemacht hatte.

Aus dem düsteren Flur drang dem Inspektor der heftige Atem des Pfählers entgegen. »Verdammt«, flüsterte Marek, »das war knapp gewesen, höllisch knapp sogar! Danke…«

»Quatsch, hör auf.«

Suko zog die Tür von innen her zu und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Auch er mußte zunächst einmal tief durchatmen. Es war schwer für ihn, sich in die Lage der Hexe und deren Dienerinnen zu versetzen. Einfach deshalb, weil sie nicht auszurechnen waren und für seinen Geschmack unkontrolliert reagierten.

Sie schlugen mal hier und mal da zu. Wahllos, wie es aussah. Er glaubte auch nicht, daß sich die Opfer allein auf die Polizisten beschränkten. Sie waren erst der Anfang. Irgendwann würde jeder Bewohner des Ortes in Todesgefahr schweben.

Marek meldete sich wieder. »Wohin sollen wir jetzt? Willst du dich hier verstecken?«

»Wäre nicht schlecht.«

»Im Prinzip hast du recht. Ich nehme aber stark an, daß das Haus bewohnt ist, so daß wir Unschuldige möglicherweise in Gefahr bringen können.«

»Leider.«

»Gehört habe ich noch nichts.«

Suko hob die Schultern. »Es ist sowieso komisch, wenn ich ehrlich sein soll. Es kommt mir vor, als würden sich die Bewohner von Plakac besonders zurückhaltend verhalten, als hätten sie gewußt, daß etwas passieren würde.«

»Bestimmt nicht, Suko!«

»Was macht dich so sicher?«

»Das ist ganz einfach. Du kennst die Geschichte der letzten vierzig Jahre…?«

»Nicht sehr gut.«

»Spielt auch keine Rolle. In den meisten Menschen steckt noch immer eine tiefe Abneigung gegen alles, was eine Uniform trägt. Und dazu gehört auch die Polizei. Hier sind ja nicht nur zwei oder drei Beamte erschienen, die fielen gleich in Massen ein. Klar, daß sich die Menschen dann zurückhalten, weil sie nicht unangenehm auffallen wollen. So sehe ich das eben.«

»Und hast wahrscheinlich recht damit.«

Suko gefiel die Düsternis des Hausflurs überhaupt nicht. Er holte seine Lampe hervor, knipste sie an und sah, daß, vom hellen Strahl aufgeschreckt, zahlreiche Kriechtiere Reißaus nahmen und in ihren

Schlupflöchern verschwanden.
Eine schmale Treppe führte in die Höhe. Sie wand sich am Ende des Flurs nach links, und als Suko an der ersten Stufe stehenblieb, hörte er auch Geräusche.
»Dort oben geht jemand«, sagte er leise.
Marek hob die Schultern. »Ich habe dir doch gesagt, daß dort Menschen wohnen.«
»Wir sollten sie trotzdem besuchen.«
Marek schüttelte den Kopf. »Vergiß nicht, du bringst sie in Gefahr. Sie haben mit dem nichts zu tun.«
»Ich will mir nur einen Überblick verschaffen. Von dort oben können wir besser sehen, ob sich die Hexen noch in der Nähe befinden. Von dort können wir das Haus unter Kontrolle halten.«
Marek bewegte unbehaglich seine Schultern. So ganz war er damit nicht einverstanden, fügte sich jedoch und ließ den Inspektor als ersten die Treppe hochgehen.
Suko war vorsichtig und leise. Er traute Assunga nicht über den Weg. Sie war für jede Überraschung gut, und deshalb mußte er damit rechnen, daß sie plötzlich vor ihm stand. Sie gehörte zu den Personen, die sich lautlos bewegten.
Die Schritte waren verstummt. Suko und Marek kam die Stille im Haus beklemmend vor. Es waren trotzdem Geräusche zu hören, denn aus verschiedenen Richtungen vernahmen sie ein geheimnisvoll klingendes Knacken oder Knarren.
Es war das alte Holz, das in dem Haus arbeitete. Vielleicht bewegten sich auch irgendwelche Mäuse durch schmale Gänge und kratzten mit schnellen Pfoten.
Sie erreichten einen sehr schmalen Gang. Die Luft war stickig, sie roch nach Mensch.
Der Gang endete schon nach wenigen Schritten. Rechts war er offen, weil dort eine noch schmalere Treppe begann, die auch in die Höhe führte. Türen sahen sie auch.
Marek spreizte drei Finger ab.
Suko nickte.
Er vermißte das Fenster. Um hinauszusehen, mußten sie wahrscheinlich eines der Zimmer betreten, was Marek wollte, denn er redete die Sprache der Menschen.
Sie entschieden sich für die rechte Tür. Sie stand offen und bewegte sich leicht hin und her. Hinter dem Spalt brannte kein Licht, aber sie entdeckten ein schmales Etwas, das bis zu einer gewissen Höhe reichte und ungefähr die Größe eines Kindes aufwies.
Jemand schaute durch den Spalt. Leise klang das Kichern, das ihnen entgegenströmte.
Sie standen beide unter Spannung, und das Lachen irritierte sie ein

wenig.

Marek lächelte, ging dabei in die Knie und flüsterte dem jungen Beobachter etwas zu.

Ein Kind erschien.

Es zog die Tür auf, schaute aus großen Augen in den Flur, und sein Mund war zu einem Lächeln verzogen. Ein Junge, höchstens zehn Jahre alt. Er hatte krauses, dunkles Haar und ein etwas weiches Gesicht. Sein Blick zeigte Neugierde.

»Hallo«, sagte Marek und nickte dem Kleinen zu. »Dürfen wir mal in dein Zimmer kommen?«

»Was wollt ihr denn?«

»Nur aus dem Fenster schauen.«

Der Kleine überlegte. »Da unten hat es gebrannt, nicht wahr? Da ist Feuer gewesen.«

»Stimmt.«

»Wart ihr das?«

»Nein, aber wir suchen die Leute, die es getan haben.«

»Bist du von der Feuerwehr?«

Marek lächelte und strich über die runden Wangen des Kleinen. »So ähnlich, mein Junge.«

Aus der Wohnung hörten sie das Echo schneller Schritte. Jemand zog die Tür weit auf und stellte sich schützend vor den Jungen. Eine ältere Frau mit grauen Haaren und einem Kopftuch. Sie schaute Suko an, dann Marek und bewegte heftig ihre Arme. Die Frau trug einen ärmellosen Kittel und roch stark nach Knoblauch. Ihre Schimpfkanonade senkte sie zu einem Flüstern und deutete mehrmals auf den Jungen, der wohl ihr Enkel war.

»Bitte«, sagte Marek, »bitte, beruhigen Sie sich. Wir wollen Ihnen und Ihrem Enkel nichts tun.«

»Ach ja?«

»Keine Sorge. Wir haben nur Ihr Haus ausgewählt, um uns von hieraus einen gewissen Überblick verschaffen zu können. Sie wissen, was auf der Straße geschehen ist?«

Die Alte bestätigte. »Ja, das weiß ich.« Sie streckte Frantisek ihren rechten Zeigefinger entgegen.

»Ich habe das Feuer gesehen, aber ich sage Ihnen, daß dies nicht alles ist. Nein, das ist nicht alles, ich weiß es genau.«

»Was gibt es denn noch?«

»Das Böse!« flüsterte sie. »In diesen Ort ist das Böse gekommen. Furchtbare Dämonen haben von Plakac Besitz ergriffen. Diese Stadt ist verflucht, sie ist dem Teufel geweiht. Kein Einwohner läßt sich auf der Straße sehen. Sehr bald wird es dunkel sein, und damit beginnt die Nacht des Grauens. Die langen Stunden der Angst werden kommen, und sie werden vor nichts und niemandem Halt machen. Ich weiß das

alles ganz genau, und ich werde mich hüten, auch nur etwas zu tun, was die anderen Mächte böse stimmen könnte. Ich werde nur beten.«

Der Pfähler blieb gelassen und sehr ruhig. »Das ist sogar gut, liebe Frau. Sehr gut. Aber dürfen wir trotzdem ihre Wohnung betreten und einen Blick nach draußen werfen?«

Sie schüttelte den Kopf und fragte: »Was haben Sie da gesagt? Sie wollen nach draußen schauen?«

»Ja. Ist das so ungewöhnlich?«

»Und ob«, flüsterte sie. »Niemand hat bisher…«

»Bitte!« Wenn er wollte, konnte Marek sehr weich und freundlich wirken, dann hatte er alles Knurrige abgelegt, und auch die Frau erbarmte sich seiner.

»Ja, Sie können kommen. Aber was ist das für ein Mann, der da bei Ihnen ist?«

»Ein Freund.«

»Der nicht von hier kommt - oder?«

»Nein, aus China.«

»Wie heißt er denn?« Die Fragerin staunte Suko an, als wäre er ein exotisches Geschöpf, was auch für sie stimmte, denn sie hatte sicherlich noch keinen Chinesen in Plakac gesehen.

Marek stellte sich und Suko vor, und sie erfuhren, daß die Frau Eva hieß.

Dann gab sie die Tür frei.

Ihr Enkel lächelte, als die beiden Männer über die Schwelle traten. Der Schein zweier Kerzen fiel über sein Gesicht und hinterließ Licht als auch Schatten. Die Kerzen brannten auf einem kleinen Altar, der außerdem das Bild der Mutter Gottes zeigte.

Ansonsten gab es keine Lichtquellen in dem kleinen Zimmer. Eva berichtete ihnen, daß die Eltern des Jungen in Urlaub gefahren waren und sie mit dem Kind allein war.

»Weshalb brennen die Kerzen?« fragte Marek.

»Zum Schutz gegen das Böse.«

»Ist schon gut.«

Suko ging lächelnd an Eva vorbei. Er hatte längst das Fenster in Augenschein genommen, von dem aus er die schmale Gasse einsehen konnte, in der sich alles abgespielt hatte.

Der Inspektor trat dicht an das Fenster heran. Es besaß noch einen Kreuzrahmen. Die Scheibe war an den Rändern mit Kitt verbunden. Alles war wie früher.

Er schaute hinaus.

Nirgendwo brannte Licht. Die Menschen in den anderen Häusern hatten sich wirklich zurückgezogen und hofften, daß die dicken Mauern das Böse würden abhalten können.

Von den Spuren des Dramas, das sich unten in der Gasse abgespielt

hatte, war nichts mehr zu sehen.
So schnell wie die Hexen gekommen waren, hatten sie sich auch wieder verflüchtigt.
Aber sie waren noch da, das spürte Suko, auch wenn er sie momentan nicht zu Gesicht bekam.
Er drehte sich um.
Wie eine Statue aus Holz stand Frantisek Marek hinter ihm und schaute ihn an.
Suko schüttelte den Kopf.
»Nichts?«
»So ist es.«
Marek senkte den Kopf. Er krampfte seine Hände zusammen. »Aber sie sind noch da«, sagte er, »das spüre ich genau. Sie haben den Ort bestimmt nicht verlassen.«
»Damit rechne ich ebenfalls.«
»Wo sollen wir suchen?«
Suko schaute zu Boden. »Ich weiß es nicht, Frantisek. Aber ich gehe davon aus, daß sie uns jagen werden, und ich möchte nicht, daß wir Unschuldige in Gefahr bringen. Wir sollten uns als Köder zur Verfügung stellen, aber nicht in den Häusern.«
»Als Köder und verbrennen - oder?«
»Das eben nicht.«
Marek nickte. »Für mich sieht das so aus«, erklärte er. »Assunga wird kein Interesse mehr daran haben, die Bewohner zu tyrannisieren. Wir sind ihr wichtiger. Sie hat jetzt den Mantel, sie will zu Mallmann, und sie will erst zu ihm, wenn sie ihm eine Erfolgsmeldung bringen kann. Das bedeutet, daß sie uns vernichten muß.«
»Gut zusammengefaßt.«
»Was tun wir dagegen?«
»Wir werden die Stadt durchsuchen«, erklärte Suko. »Wir werden uns völlig frei bewegen und so tun, als wüßten wir von nichts. Ich muß dringend an sie herankommen, um sie mit der Peitsche zu attackieren.«
»Glaubst du, Ihren Mantel damit zerstören zu können?«
»Keine Ahnung.«
»Ich glaube es nicht«, sagte Marek. »Nein, ich glaube es nicht. Wenn es jemand schafft, dann John Sinclair mit seinem Kreuz. Davor wird sie Angst haben.«
»Aber John ist verschwunden.«
»Der kommt auch wieder.«
Die beiden hatten sich in Englisch unterhalten. Eva und ihr Enkel hatten kein Wort verstanden. Die ältere Frau hatte den Jungen an die Hand genommen und blieb im Hintergrund. Als sie sah, daß Suko die Schultern hob und ziemlich ratlos wirkte, kam sie vor, als wollte sie

den Inspektor trösten.

»Worum geht es denn?« fragte sie.

»Um diese Frauen«, sagte Marek.

Eva nickte. »Ja, die habe ich gesehen. Ich sah sie auch nach dem Feuer noch.«

»Wirklich?«

»Sicher.«

»Und wohin sind sie verschwunden?«

Eva hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Sie waren auf einmal weg. So plötzlich. Nicht mehr da.«

»Aber ich weiß es!« meldete sich der Junge.

Die Erwachsenen wandten sich dem Kleinen zu, der plötzlich verlegen wirkte. »Ich habe sie gehört ihre Schritte.«

»Und wo?« wollte Marek wissen. Er ging in die Knie und schaute dem Jungen ins Gesicht.

»Oben auf dem Dach!« Es war ein Flüstern, und der Kleine schaute dabei ängstlich auf seine Großmutter, die ihm jedoch keinen Vorwurf machte, aber gegen die Decke schaute.

Das war natürlich eine Antwort, mit der keiner gerechnet hatte. Suko und Marek schauten sich an.

Frantisek brauchte nicht zu übersetzen, Suko hatte alles verstanden.

Sicherheitshalber erkundigte sich der Pfähler noch einmal bei seinem jungen Informanten.

»Auf dem Dach - ja.« Der Junge nickte trotzig. Es ärgerte ihn, daß man ihm nicht glaubte.

Marek strich über seine Wange und wandte sich an die ältere Frau. »Wohnt da oben noch jemand?«

»Nein, nicht mehr. Sie sind weggegangen, als der Krieg damals anfing. Sie wollten nicht mehr. Ich weiß nicht, wo sie sind. Sie haben mir gesagt, sie hätten in Deutschland Verwandte. Dieses Dorf wird irgendwann einmal nicht mehr sein. Es stirbt aus.« Sie hob die Schultern. »Vielleicht ändern sich auch mal die Zeiten. Wer weiß das schon.«

Marek beschäftigte sich wieder mit dem Jungen. Er wollte von ihm wissen, ob er die Frauen auf das Dach hatte klettern sehen.

»Nein, nein, sie huschten hoch.« Er zeigte zum Fenster. Seine Hand bewegte sich dabei auf und ab.

»Das war so komisch…«

»Hast du sie auch auf dem Dach gehört?«

»Ja, es klapperte.«

Suko tippte Marek gegen die Schulter. »Wir sollten verschwinden. Je länger wir warten, um so größer ist ihre Chance, sich zu informieren.«

»Gehen wir!«

»Wohin?« Eva stellte sich ihnen in den Weg.

Marek grinste. »Zeigen Sie uns den Weg zum Dach? Wir müssen hoch und dort nachsehen, ob…«

»Aber diese Frauen sind nicht leicht zu besiegen…«

»Bitte, Eva!«

»Ja, kommen Sie mit.«

Vor Marek verließ sie die Wohnung. Die enge Treppe nach oben wollte sie nicht hochgehen, brauchte sie auch nicht, denn diesen Weg fanden Suko und Marek schon allein.

Hinter ihnen flüsterte die Großmutter mit dem Enkel. Der Junge wollte unbedingt mit, aber da war er bei Eva an die falsche Person geraten. Sie zerrte ihn zurück in ihre Wohnung.

Wer immer dort oben auf dem Dach auch lauern mochte, er brauchte nicht einmal gute Ohren zu haben, um irgendwelche Laute zu hören. Allein die knarrenden Stufen der Treppe sorgten für die Vorausmeldung.

Über den Männern ballte sich die Dunkelheit zusammen. An der Seite sahen sie noch ein Fenster.

Es wirkte wie ein rundes Auge. Nur strömte kaum mehr Licht hindurch. Die dumpfe Düsternis wirkte auf die beiden wie blaue Watte.

Suko warf einen Blick nach draußen.

Er sah die Flanken der Berge, die bereits im Dunkeln lagen. Weiter oben, wo hartes Felsgestein aus dem Grün ragte, standen dunkle und helle Streifen in einem harten Kontrast zueinander. Letzte Sonnenstrahlen fielen noch über die Gipfel hinweg. Es sah aus, als wären im fernen Weltall zahlreiche Laternen angezündet worden.

Eine gespenstische Kulisse. Gerade richtig für Hexen und auch für Vampire.

Bisher hatte Suko noch keinen Blutsauger gesehen. Sie würden auch im Hintergrund bleiben und bildeten diesmal die große, ferne Bedrohung. Er drehte sich um.

Marek stand neben einer staubigen Leiter. Sie führte zu einer Dachluke hoch.

Das Dach selbst war zwar schräg angelegt worden, aber in einem flachen Winkel. Man konnte sich dort noch gut bewegen, und beide Männer horchten nach irgendwelchen Geräuschen.

Es waren keine Schritte zu hören. Niemand bewegte sich über die rostbraunen Pfannen.

Stille…

Und dazu die dumpfe, stickige Luft, die nach Staub schmeckte und kaum zu atmen war.

Suko zog seine Dämonenpeitsche. Er schlug den Kreis, die drei Riemen rutschten hervor, klatschten auf den staubigen Fußboden, und Marek schaute mit gerunzelter Stirn hin.

»Meinst du, daß du es packst?«

»Ich weiß nicht, Marek. Ich weiß nicht einmal, ob wir es mit schwarzmagischen Geschöpfen zu tun haben, Assunga einmal ausgenommen, aber ich will sichergehen, und du wirst mir auch den Vortritt lassen, mein Freund.«

»Gern.«

»Okay.«

Suko stieg die Leiter hoch. Das Holz hielt nur mühsam. Der Staub kitzelte in seiner Nase. Er hatte Mühe, ein Niesen zu unterdrücken, denn warnen wollte er die Personen auf keinen Fall. Wenn eben möglich, wollte er sie überraschen, die Klappe aufstoßen und wie ein Derwisch aus der Luke hervorschießen.

Er kam bis zur vorletzten Sprosse, reckte sich, legte das Ohr gegen die Luke. Sie war kein Fenster, bestand nicht aus Glas, sondern aus dünnen Brettern.

Kein Geräusch drang an seine Ohren.

»Hörst du was?« zischte Marek.

»Nein.«

»Dann los!«

Suko winkte ab. Er drehte sich etwas nach rechts, schaute noch einmal an der Leiter herab nach unten und sah den Pfähler mit angespanntem Gesicht am Fuß der Leiter warten. Immer wieder wischte Marek über seine Stirn, auf der sich der Schweiß wie eine zweite Schicht abgesetzt hatte.

Um die Luke zu öffnen, mußte Suko einen festgeklemmten Hebel bewegen. Er war noch eingehakt, und der Inspektor drückte ihn hoch, wobei er den Rost knirschen hörte.

Dann hatte er es geschafft.

Die Luke war offen, aber die Luft, die durch sie drang, war kaum besser als im Raum.

Eine dumpfe Wärme lag über dem Haus. Kein Windhauch glitt gegen sein Gesicht.

Schweigen…

Suko drückte den Kopf hoch.

Blitzschnell schaute er nach rechts, ebenso schnell in die andere Richtung.

Er sah nichts.

An den Rändern der Luke stemmte er sich hoch. Das Dach war tatsächlich ziemlich flach, er konnte sich darauf bewegen, ohne Gefahr zu laufen, in die Tiefe zu stürzen.

Keine Hexe zeigte sich. Assunga hielt sich ebenso zurück, wie ihre Dienerinnen.

Das irritierte Suko. Hatte sich der Junge geirrt? Oder war er von den Hexen beeinflußt worden, um ihn auf eine falsche Spur zu locken?

Dämonen und deren Helfer sind raffiniert, das war Suko bekannt. Sie griffen zu immer neuen Tricks, um sich ihrer Gegner zu entledigen.

Geduckt blieb Suko stehen. Er kam sich nicht sicher vor. Er wußte nicht, über welche Kräfte die Hexe verfügte. Bestimmt besaß sie einige Begabungen, zu denen auch die Telekinese, zumindest aber die Teleportation gehörte, denn sie schaffte es schließlich, sich dank ihrer geistigen Kräfte von einem Ort an den anderen zu befördern.

Aber war sie auch mächtig genug, um ihre Dienerinnen damit auszustatten? Das wußte Suko nicht, als er über das Dach schritt und nach irgendwelchen Spuren Ausschau hielt.

Die Luke hatte er nicht wieder geschlossen. Aus der Öffnung drangen ihm Tritte entgegen. In die Geräusche mischte sich das Knarren der Holzsprossen. Wenig später streckte Frantisek Marek seinen Kopf aus der Luke und blickte gespannt und neugierig in die Runde.

»Nichts zu sehen?«

»Richtig.«

»Vielleicht hat sich der Junge geirrt?«

Suko hob die Schultern und ging der anderen Seite des Hauses entgegen, von wo aus er in Richtung Bahnhof schauen konnte. Dort brannten längst die Licher. In der Finsternis sah diese Gegend aus wie eine große helle Insel, auf der sich Gestalten bewegten und dabei nie allein gingen, sondern immer in Zweiergruppen, damit der eine für den anderen mitschauen konnte.

Die Männer hatten Furcht. Sie trauten sich nicht mehr aus der Nähe des Bahnhofs weg. Zwei ihrer Vorgesetzten hatten sie verloren. Sicher würden sie sich fragen, wer als nächster an der Reihe war.

Marek war an die andere Dachseite getreten und dort stehengeblieben. Er schaute hinab in die Gasse, wo noch immer die verbrannte Hexendienerin und der Polizist lagen.

Kein Mensch traute sich an die reglosen Körper heran, die dort lagen wie Puppen. Die Menschen blieben in den Häusern. Obwohl keiner etwas Genaues wissen konnte, lag die Angst als unsichtbarer Gast überall und drückte wie Ballast auf die Seelen der Menschen.

Die Schwüle und auch die Windstille hatten eine seltsame Stille mitgebracht. Jedes fremde Geräusch - auch wenn es nur schwach war - konnte aus einer relativ großen Entfernung vernommen werden.

Deshalb hörte Marek die Schritte.

Sie allerdings waren ziemlich nah und unter ihm in der Gasse aufgeklungen.

Er glaubte nicht daran, daß ein Bewohner seine Wohnung verlassen hatte. Diese Schritte besaßen eine andere Ursache.

Auch Suko hatte sie gehört. Er drehte sich um und sah seinen Freund am Dachrand stehen. Marek hatte eine schräge Haltung eingenommen. Er starrte in die schmale Schlucht und winkte mit der linken Hand

dem Inspektor zu, ohne sich umzudrehen.

Suko schlich heran.

»Das müssen sie sein«, wisperte Marek. »Davon bin ich felsenfest überzeugt. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Meinst du die Frauen?«

»Ja.«

»Und wo?«

»Hier unten irgendwo. Ich habe die Schritte gehört und komme mir vor, als sollten wir verarscht werden.« Er sprach voller Wut und ballte die Hände zu Fäusten.

Sie lauschten auch in den folgenden Sekunden, aber die Schritte wiederholten sich nicht. Es kam ihnen vor, als hätte ein großer Besen alle Geräusche zur Seite gefegt.

Die Männer blieben trotzdem auf den Dächern und schauten hinab in die Gasse.

Da rührte sich nichts, aber die Schatten hockten dort wie unheimliche Wesen. Dieses Hochtal war bereits von der ersten Dunkelheit erfüllt worden, nur an den Graten der Berge zeigte sich noch ein letzter funkelnder Streifen Restlicht.

Die Gassen schwiegen…

Es drang kein Lichtstrahl in die Finsternis. Die Menschen steckten nicht einmal Kerzen an. Sie hockten in ihren dunklen Wohnungen und lauerten. Straßenlaternen gab es zwar auch in Plakac, aber die wenigsten davon funktionierten.

Außerdem standen die Leuchten nicht unbedingt in den Wohngebieten, sondern mehr im Zentrum und nahe des Bahnhofs.

Der Inspektor hob die Schultern. »Sie haben es verdammt schlau angestellt«, sagte er leise.

»Assunga scheint genau zu wissen, was sie will. Sie verfolgt einen bestimmten Plan. Sie will sich beweisen, sie will das Dorf unter ihre Kontrolle bekommen.«

»Das hat sie schon«, sagte Marek.

»Wieso?«

»Die Menschen ducken sich. Sie haben Angst. Assunga hat hier bereits gewonnen. Auch John Sinclair hat es nicht geschafft, sie aufzuhalten. Sie ist einfach besser.«

»Nein, Frantisek, sie hat einen Vorsprung. Das ist es. Wir laufen immer hinterher, aber die Hexe ist nicht besser als der Mann mit dem Kreuz. Sie kann nicht besser sein.«

Der Pfähler schaute noch einmal über die Kante. Da unten hatte sich nichts verändert. Nach wie vor blieb die Dunkelheit wie eine Mauer zwischen den Hauswänden. Wenn dort Hexendienerinnen auf sie lauerten, hatten sie es sehr schlau angestellt.

Suko ließ seine Blicke noch einmal über die anderen Dächer

schweifen. Automatisch schaute er auch dorthin, wo sich der Kirchturm abzeichnete.

Er überagte alle Wohnhäuser. Er war ein Fanal, er hätte eigentlich die Hoffnung sein müssen, aber das war nicht der Fall.

Etwas bewegte sich um die Spitze des Turms herum.

Zuerst dachte Suko, daß es ein Vogel wäre, aber das stimmte nicht. Die Bewegung sah auch nicht flatterhaft aus, da schlug keiner mit den Flügeln, und trotzdem war die Bewegung vorhanden.

Auf der Spitze des Turms, direkt am Kreuz!

Das war auch kein Vogel, das war überhaupt kein Tier, es war ein Mensch, eine Frau.

Die Hexe!

Und sie zeigte sich einen Moment später in ihrer gesamten Macht und Stärke, denn sie hatte sich den Ort nicht grundlos ausgesucht. Sie wollte über das Gute triumphieren. Die Hexe hatte es bewiesen.

Die Kirche gehörte ihr!

***

Auch Marek hatte es gesehen! Er unterdrückte nur mühsam einen Fluch und wollte etwas sagen, als Suko den Arm ausstreckte und in Richtung Kirchturm deutete.

»Da, das Licht!«

Es war auf einmal da. Und es war kein Scheinwerfer eingeschaltet worden, der die Hexe beleuchtete, denn dieses rote Licht kam von innen, es strömte aus ihrem Körper hervor und umwaberte sogar noch den Kirchturm und dessen Spitze.

Die Spitze bestand aus einem Kreuz. Es war wuchtig und aus schwerem Metall hergestellt. Ein Kreuz, das bisher allen Stürmen getrotzt hatte, aber nicht der Hexe, die ein Stück höher geklettert war und mit dem linken Arm das Kreuz umklammerte.

Noch immer umlagerte sie der rote Schein, der aus ihrem Inneren drang, als wäre es der Atem der Hölle.

»Verdammt!« sagte Marek und atmete tief durch. »Damit habe ich nicht gerechnet. Sie ist… sie ist…«

»Hör auf, Frantisek.« Suko schüttelte den Kopf. »Assunga hat etwas vor. Sie wird uns…«

Das nächste Wort blieb Suko im Hals stecken, denn Assunga hatte ihren Mund weit aufgerissen.

Normalerweise hätte sie sich sehr anstrengen müssen, um die Worte so laut zu schreien, daß sie auch von den Männern verstanden wurden.

Sie rief nur, sie schrie nicht, aber sie waren trotzdem laut, als würden sie wie ein Echo aus dem Hohlweg dringen, um die Ohren der beiden Männer zu malträtieren.

»Diese Stadt gehört mir - mir allein! Ich habe sie erobert. Ich werde sie behalten. Ich werde sie zu einem Refugium der Hölle machen, zu einem Sitz des Teufels. Und hier werde ich meine Rache nehmen. Rache für meine toten Freunde…«

Marek bewegte seine Stirn. »Die meint wahrscheinlich die Hexe, die verbrannte.«

»Das sehe ich auch so.«

»Aber die hat sie doch selbst…«

»Kannst du ihr das begreiflich machen, Frantisek?«

»Nein!«

»Dann wird sie immer die Schuld bei den anderen suchen. Aber sie hat in der Mehrzahl gesprochen. Vor unseren Augen ist aber nur eine Hexe gestorben. Was ist mit der zweiten? Oder vielleicht einer dritten und vierten, die den Begriff der Mehrzahl rechtfertigen würde. Was ist mit denen?«

»Keine Ahnung.«

Suko verzog das Gesicht. »Ich könnte mir da etwas vorstellen, etwas ganz Bestimmtes.«

»John?«

»Ja, er. Möglicherweise ist er auf eine der Dienerinnen getroffen und hat sie erledigt.« Er holte tief Luft. »Das ist Spekulation, Marek, aber es gibt mir auch Hoffnung.«

»Gut, wir werden sehen.« Er deutete über das Dach hinweg auf den Kirchturm, wo die Hexe stand.

Noch immer erinnerte sie an eine von innen beleuchtete Figur. Ihre Haltung war ungewöhnlich. Sie sah so aus, als wollte sie das Kreuz jeden Augenblick aus der Verankerung reißen.

Und dann verschwand sie.

Suko hatte nicht gesehen, ob sie nach hinten wegtaumelte, er hörte nur Mareks leisen Fluch. Der Pfähler beschwerte sich darüber, daß sie jetzt keine Chance mehr hatten, die Hexe zu stellen.

»Sie wird kommen«, sagte Suko und kletterte durch die Luke zurück auf den Speicher.

Marek folgte ihm langsamer. Die Großmutter und ihr Enkel standen in der offenen Tür. Beide schauten die Männer furchtsam an. Auch das Lächeln der Fremden konnte die Angst nicht aus ihren Gesichtern vertreiben.

Eva hielt Sukos Arm fest. »Was haben wir getan, um derartig schlimm bestraft zu werden?« fragte sie.

»Nichts haben Sie getan.«

»Aber warum sind Sie dann hier? Weshalb hat sich das Böse gerade unseren Ort ausgesucht?«

»Ein Zufall«, sagte Marek.

»Nein, das glaube ich nicht. Da muß es einen anderen Grund geben.

Waren es die beiden toten Polizisten?«

»Vielleicht.« Marek streichelte der Frau über das Haar. »Was immer auch geschieht, bleiben Sie im Haus. Wir werden versuchen, die Hexe zu stoppen. Wir werden unser Bestes tun und…«

»War sie das?«

»Wie meinst du…?«

»Die auf dem Kirchturm stand.« Eva pumpte Luft in ihre Lungen. »Ich habe sie nicht richtig gesehen, aber ich konnte sie hören. Sie rief aus dem Feuer hervor, aus dem roten Licht und…«

»Ja, das war sie.«

Eva schüttelte den Kopf. »Ihr schafft es nicht«, flüsterte sie. »Nein, ihr werdet es nicht schaffen. Die Hexe ist zu mächtig, sie ist grausam, sie ist…«

»Nicht unbesiegbar«, sagte Suko mit einer Stimme, die der Frau Mut machen sollte.

Eva schüttelte den Kopf. »Ihr seid zu schwach. Aber ich werde eines machen. Ich werde für euch beten. Für euch, für mich und für all die anderen hier in Plakac…«

»Ja«, sagte Suko, »das wird wohl gut sein…«

***

Als ich das Plätschern hörte, blieb ich stehen. Zuerst dachte ich an einen Brunnen, der Wasser ausstieß, dann sah ich einen kleinen Kanal, der von dem Wasser gespeist wurde, das aus den Bergen floß und sich seinen Weg durch den Ort bahnte, als eine sehr klare, sprudelnde Flüssigkeit.

Ich war zwar nicht am Ende, aber doch ziemlich groggy. Ich fühlte mich nicht mehr wie ein Mensch, sondern mehr wie eine Kreatur, die von einem Kokon umschlossen war. Nicht einem aus Seidenfäden, sondern einem aus Schweiß und Schmutz.

Hinzu kam der irre Durst, und als ich das Plätschern des Wassers hörte, da war mir alles andere egal. Ich mußte einfach los und trinken.

Der kleine Bach war bald gefunden. Das Wasser konnte ich nur als herrlich ansehen. Es erfrischte, es war nicht verdreckt, es sprudelte in meine offenen Hände, und ich schleuderte es gegen mein Gesicht, um Staub und Schweiß verschwinden zu lassen.

Die Hexe war mir mittlerweile egal. Es ging ausschließlich um mich, ich wollte mich wieder fit machen und mußte das Wasser auch trinken. Es war sehr kalt, ich hielt auch meine Arme hinein.

Aber die Nacht war noch jung. Als ich mir das Wasser aus dem Gesicht wischte, fiel mein Blick auf die Uhr.

Es würde noch eine Stunde dauern, bis die Tageswende erreicht war. Die Dunkelheit war ein guter Schutz für das Böse, auch Hexen fühlen sich in der Nacht sehr wohl. Da konnten sie sich bewegen, ohne

gesehen zu werden, und ich rechnete natürlich damit, daß sich Assunga und ihre Freundinnen in Plakac verborgen hielten.

Der Ort lag im Dunkeln - bis auf eine Ausnahme.

Die Gegend um den Bahnhof wurde vom Schein einiger Laternen beleuchtet.

Eigentlich hätten sie allein nicht die Helligkeit abgeben können, die schon einem Strahlen gleichkam. Deshalb rechnete ich damit, daß die in Plakac anwesenden Polizisten noch zusätzliche Scheinwerfer aufgebaut hatten.

Der Vorplatz war für sie wichtig. Er bildete so etwas wie ein Hauptquartier. Dort wollten sie auch weiterhin bleiben. Sie patrouillierten nicht durch die Stadt, was mich wiederum wunderte. Es wäre im Prinzip ihre Aufgabe gewesen. Daß sie ihr nicht nachkamen, mochte an ihrer Furcht liegen, unter der sie zu leiden hatten. Der Tod ihres Chefs mußte auch bei ihnen tiefe Spuren hinterlassen haben.

Und wohl keiner von ihnen hatte sich bisher mit Hexen und Hexenkraft beschäftigt.

Einigermaßen erfrischt machte ich mich wieder auf den Weg. Trotz allem erinnerte ich mehr an einen geschlagenen Helden, denn meine Kleidung sah arg mitgenommen aus.

Etwas war allerdings verschwunden!

Ich hatte auf meinem Weg hierher den Kirchturm und auch das rote Licht an seiner Spitze gesehen.

Es hatte mich an ein Leuchtfeuer erinnert, was es allerdings nicht war, denn bisher gab es in dieser Gegend keine Kirche, die damit ausgerüstet worden wäre.

Das Licht war mir zudem unheimlich vorgekommen. Ja, fremd und unheimlich.

Hatte Assunga ihr Zeichen gesetzt?

Und wo, zum Teufel, befanden sich Suko und Frantisek Marek? Die beiden mußten sich hier in Plakac aufhalten. Vielleicht waren sie auf die Hexen getroffen und hatten ihre bösen Erfahrungen gemacht, aber gestoppt hatten sie dieses Wesen bestimmt nicht.

Die schwüle Luft erinnerte mich beinahe an Wasser, durch das ich rudern mußte. Nicht der geringste Windhauch brachte Abkühlung.

An der rechten Seite wuchsen die mächtigen Hänge hoch, die jenseits der Baumgrenze von den kantigen Schatten der Berge abgelöst wurden. Über allem lag der finstere Himmel, auf dem das Funkeln der Sterne nicht zu sehen war.

Auch der Mond hatte sich zurückgezogen. Dünne Wolkenschichten zogen hoch über mir dahin.

Die Stille war frappierend.

Keine Geräusche, keine fremden Schritte, nur meine eigenen. Und

von den Dienerinnen der Assunga sah ich ebenfalls nichts. Ich war davon ausgegangen, daß sie auf mich lauerten und mir einen bestimmten Empfang bereiten würden, aber ich kam ohne Schwierigkeiten durch. Niemand war da, der mich stoppte.

Jede Straße, jede Gasse kam mir wie eine Falle vor.

Überall lauerten die Schatten. Besonders in den Türnischen bildeten sie eine dichte Wand aus schwarzer Watte, in der sich jemand verstecken konnte.

Dann hörte ich Schritte.

Nicht meine eigenen, sondern fremde. Ich blieb stehen und drückte mich dabei gegen die Hauswand, um in deren Schatten zu verschmelzen.

Es war so gut wie unmöglich herauszufinden, woher die Schrittgeräusche an meine Ohren drangen.

Die Gassen waren zwar eng, aber verzerrten die Echos.

Jedenfalls dicht hinter mir. Wie es weiter vorn aussah, konnte ich nicht genau sehen, weil die Gasse dort in eine schmale Linkskurve hineinlief und mir eine vorstehende Hauswand die Sicht verdeckte.

Ich unterließ es auch, meine Lampe einzuschalten, weil mich der Strahl möglicherweise verraten hätte.

Das Pflaster war uneben. Es bildete immer wieder Fallen, als würden steinerne Hände aus dem Boden hervorstechen, die nur darauf warteten, die Menschen fassen zu können.

Ich hätte mir ein Gewitter gewünscht, dazu viel Regen, eine wahre Sturmflut und Temperaturen, die um mehr als zehn Grad niedriger lagen, doch das blieben Wunschträume, statt dessen schwitzte ich weiter.

Die Begegnung mit dem echten Dracula hatte ich längst vergessen. Wie ein Bild, das jemand ausradiert hatte, war sie verschwunden. Mich interessierte allein Assunga.

Sie war hier, das stand fest. Sie lauerte irgendwo in Plakac, sie konnte sich die Deckungen aussuchen, und sie hatte sich auch oben auf dem Kirchturm gezeigt.

Ich blieb stehen, weil ich wieder die Schritte gehört hatte. Mittlerweile befand ich mich in dem Teil der Gasse, die hinter der Rechtskurve lag. Letzte ausgetretene Stufen ließen die Gasse auf einen schmalem Platz zwischen den Häusern münden, wo ich einen Schatten sah, der sich bewegte.

Ich blieb ruhig, beobachtete. Versuchte herauszufinden, was der Schatten mit den menschlichen Umrissen wollte.

Er tat nichts. Er bewegte sich nur von einer Seite auf die andere, drehte sich mal, als würde die Gestalt Melodien gehorchen, die nur ihr galten.

Meine Augen hatten sich gut auf die Umgebung eingestellt, so daß

ich den Schatten identifizieren konnte.
Es war eine Frau!
Und für mich stand fest, daß ich eine von Assungas Dienerinnen vor mir hatte.
Ich dachte an Maria, die mich in ihre Falle gelockt hatte. Noch einmal sollte mir das nicht passieren.
Abwarten, beobachten, schauen, die richtigen Schlüsse ziehen. Ich dachte auch daran, daß ich weiter mußte und wollte auf keinen Fall einen anderen Weg nehmen.
Mein Kreuz hatte ich in die Tasche gesteckt, wo es sofort greifbar war.
Ahnte die Frau etwas?
Sie reagierte jedenfalls nicht, als ich auf leisen Sohlen die ausgetretenen Stufen der Treppe hochging. Noch drehte sie mir den Rücken zu. Ich sah ihre langen, dunklen Haare, das leicht durchsichtige Gewand, doch ich sah nicht ihr Gesicht.
Mein Lächeln wurde kantig, meine Schritte setzte ich bewußt laut - und hatte Erfolg damit.
Die junge Frau erstarrte in ihrer tänzelnden Bewegung. Für einen Moment regte sie sich nicht, dann fuhr sie herum.
Sie sah mich, ich sah sie.
Beide starrten wir uns an.
Unsere Gesichter glänzten in der Dunkelheit. Schweiß lag auf meiner Haut, der jungen Frau ging es nicht besser. In ihren Augen entdeckte ich einen dunklen Glanz.
Sie hatte ein rundes Gesicht mit relativ vollen Lippen, deren Konturen sie jetzt mit der Zunge nachzeichnete. Über ihren Mund huschte gleichzeitig ein Lächeln, und mit einer lockenden anmutigen Bewegung warf sie die Haare zurück, während sie mir ihren Körper gleichzeitig auffordernd entgegenstreckte.
Ich dachte an Maria und war gewarnt.
»Wer bist du?« fragte sie mich. »Bist du der einzige Mensch hier im Dorf?«
»Bestimmt nicht. Suchst du einen Menschen?«
»Ja.«
»Wozu?«
Sie hob die Schultern. »Nur so.«
»Oder suchst du deine Meisterin, Assunga?«
Für einen Augenblick stand sie unbeweglich auf dem Fleck. Es sah aus, als wollte sie dem letzten Namen nachlauschen. Sie fragte nur: »Du kennst Assunga, Fremder?«
»Ja. Ich möchte sogar, daß du mich zu ihr bringst.«
Sie kam auf mich zu, die Flächen der Hände hatte sie nach außen gedreht. Sie war waffenlos und wollte mir dies auch zeigen. Dann

lachte sie plötzlich scharf und hell auf, drehte sich vor mir und verschwand wie ein Schatten in der Nacht.

Weg, vorbei…

Ich hatte nicht einmal sehen können, in welch einen Winkel sie eingetaucht war.

Aber ich wußte jetzt, daß sich Assunga noch hier aufhielt und wahrscheinlich darauf wartete, zuschlagen zu können. Die Gelegenheit war noch nicht günstig genug. Bisher hatte sie nur ihre Kundschafter weggeschickt, um die Lage zu peilen.

Mir ging der Marktplatz nicht aus dem Kopf. Wenn Assunga angriff, dann dort, denn da hielten sich die Menschen auf, die ihre Feinde waren. Und ich beschäftigte mich gedanklich auch mit ihren Kräften. Ich fragte mich, was sie konnte, was ihr der Teufel oder wer auch immer mitgegeben hatte.

Telekinese beherrschte sie, das hatte sie uns im Keller demonstriert, als sie Leichen plötzlich aus dem Container jagte. Sie konnte sich allein zahlreichen Gegnern stellen und würde gewinnen. Wovon Menschen träumten und wohl noch lange träumen würden, das beherrschte Assunga dank ihrer verfluchten Magie, die sie aus der Hölle oder von wo immer mitgebracht hatte.

Der große Platz vor dem Bahnhof war nicht zu verfehlen. Durch eine Quergasse bewegte ich mich auf die Berge zu, in deren dichten Schatten der Platz lag.

Natürlich hielt ich Ausschau nach meinen Freunden, aber die wiederum sah ich nicht.

Suko und Marek mußten untergetaucht sein. Einfach so verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

Ich blieb stehen.

Vor mir lag eine breitere Straße, die parallel zu den Schienen führte. Ein angestellter Polizeiwagen hatte meine Aufmerksamkeit erregt. Er war leer, die Kühlerhaube noch warm. Ich merkte es, als ich meine Hand darauf legte.

Ich näherte mich dem Wagen sehr vorsichtig, erreichte die Fahrerseite und schaute hinein.

Der Mann sah aus, als würde er schlafen. Aber er schlief nicht. Sein Kopf war nach rechts gesunken und lag so, daß ich den Hals an der Innenseite sehen konnte.

In Höhe der Kehle zeichnete sich ein dünner Strich ab, der an seinem unteren Rand verlief.

Der Strich war nicht nur dünn, er war auch dunkel. So dunkel wie das Blut eines Menschen.

Für mich gab es keinen Zweifel, daß man dem jungen Polizisten die Kehle durchgeschnitten hatte.

Ich schluckte.

Plötzlich wurde mir noch heißer. Gleichzeitig kroch über meinen Nacken ein kalter Schauer.

Für mich gab es keinen Zweifel, wer diesen Mord auf dem Gewissen hatte. Es war die Nacht der grausamen Frauen. Assunga und ihre Helferinnen hatten vor, ein Blutbad anzurichten.

Sie hatten es dabei nicht einmal auf die Dorfbewohner abgesehen, die brauchten sie wahrscheinlich noch. Deshalb waren ihnen die Fremden so gelegen gekommen.

Mein Zorn und mein Haß auf diese verfluchten Hexen wuchsen immer weiter. Zudem auch meine Sorge um…

Da ruckte der Wagen an!

Er gehörte zu den kleinen Transportern. Er besaß eine Ladefläche, die von einer Plane bedeckt wurde. Ich dachte sofort an die geheimnisvollen Kräfte der Hexe, die es auch schaffte, ein Fahrzeug in Bewegung zu setzen, ohne daß jemand hinter dem Steuer saß und es lenkte.

Als er sich einige Meter von mir entfernt hatte, nahm ich die Verfolgung auf, erreichte die Ladefläche und enterte das Fahrzeug. In der stickigen Dunkelheit unter der Plane rollte ich mich herum, bis ich gegen ein Sitzbein stieß, richtete mich auf und sah eine schmale Bank, auf der ich Platz nehmen konnte.

Ich rechnete damit, daß Assunga längst Bescheid wußte, wer sich in Plakac aufhielt. Möglicherweise hatte sie mich auch die ganze Zeit über unter ihrer Kontrolle gehalten, und nun versuchte sie, mit mir zu spielen. Ich sollte ihren Befehlen folgen, und ich tat ihr den Gefallen auch, weil ich in ihre Nähe gelangen wollte.

Im Sitzen leuchtete ich die Fläche aus.

Sie war zum Glück leer. Meine Befürchtungen, einen weiteren Toten zu finden, hatten sich nicht bewahrheitet, und der kleine Transporter rumpelte weiter.

Wenn mich nicht alles täuschte, fuhr er in die Richtung, in die auch ich gegangen wäre.

Also zum Bahnhofsvorplatz!

Auch bei den breiteren Straßen blieb der Untergrund ziemlich schlecht, so daß der Wagen immer wieder schaukelte wie ein Schiff bei mittelmäßigem Seegang.

Ich schaute über das Ende der Ladefläche hinweg und konnte so den Weg einigermaßen verfolgen.

Plakac war mir ziemlich unbekannt. Für mich sah alles gleich aus, die Straßen, die niedrigen Häuser, der Staub, die Dunkelheit, das Pflaster.

Aber die Finsternis verschwand.

Erste helle Reflexe huschten über den staubigen Boden. Hinterlassen von Lampen, die wahrscheinlich schon auf dem Platz standen und ihr

Licht verströmten.
Waren wir da?
Ich hörte Stimmen. Verstehen konnte ich kaum etwas. Aber dem Klang nach war doch zu vernehmen, daß sich die Männer ziemlich überrascht zeigten. Mit der Ankunft dieses Fahrzeugs hatte wohl keiner gerechnet.
Schritte näherten sich dem Wagen.
»Stopp!« Ein Befehl gellte auf.
Ich schaute zurück. Zwei Polizisten liefen hinter dem Fahrzeug her und winkten mit beiden Armen.
Einer blieb stehen und legte auf das Fahrzeug an. Ob er mich gesehen hatte, wußte ich nicht, machte mich sicherheitshalber klein, doch er schoß nicht, denn plötzlich blieb das Fahrzeug stehen.
Ich richtete mich wieder auf.
Beide Polizisten liefen herbei. Die Schatten, die ihre Körper warfen, tanzten neben ihnen, und ich starrte nicht nur in zwei überraschte Gesichter, sondern auch in die Mündungen der Gewehre, die sie auf mich gerichtet hielten.
Für einen Moment hatte ich ein schreckliches Gefühl. Wenn sie abdrückten, würden die Kugeln meinen Körper durchschlagen und mich in einen Blutklumpen verwandeln.
Ich hob die Hände.
Allmählich senkte sich der von den Reifen in die Höhe gewirbelte Staub. Die Luft klarte auf. In der Nähe standen Laternen, deren Licht auch die verschwitzten Gesichter der beiden Polizisten erreichten. Mir gefiel der Ausdruck ihrer Augen nicht. In ihnen las ich eine große Angst vor der Zukunft.
Ich stieg aus.
Niemand hinderte mich daran.
Ein dritter Mann erschien. Er hatte die Ärmel seines Uniformhemdes hochgekrempelt. Ein dunkler Bart umwucherte einen Teil des Gesichtes und ließ ihn aussehen wie einen Waldschrat. Er schien hier etwas zu sagen zu haben, denn er scheuchte die beiden Bewaffneten weg.
Dann sprach er mich an. Da er langsam redete, konnte ich ihn verstehen. Von mir bekam er trotzdem keine Antwort auf seine Fragen. Statt dessen zeigte ich ihm das Fahrerhaus mit dem Toten.
Der Mann neben mir ächzte, schaute mich an, und ich schüttelte den Kopf. »Ich war es nicht!«
»Wer?«
»Die Hexe!«
Der Polizist fuhr über seine Kehle. Auf mich machte er den Eindruck, als wollte er weglaufen. »Die Hexe hat auch Modini und Luka getötet«, brachte er mühsam hervor.

»Was? Modini auch?«
»Ja, komm mit.«
Er drehte mir den Rücken zu und ging in das Licht.
Ich schaute mich um. Die Laternen erhellten den Platz vor dem Bahnhof, und ihr Schein verteilte sich über die zahlreichen Polizeiwagen, sowie über die Gestalten der Bewaffneten, die einen großen Kreis gebildet hatten.
Hier fühlten sie sich sicherer, hier waren sie in der Überzahl. Allein in den Gassen waren sie verloren gewesen.
Luka und Modini waren aufgebahrt worden. Man hatte sie auf Zeltplanen nebeneinander gelegt, als wolle man die beiden Toten wegtragen und in irgendeiner Welt verschwinden lassen.
Modinis Gesicht war ebenfalls total verbrannt. Die Hexe hatte ihm ihre Höllenfeuer entgegengeschickt und ihn vernichtet. Dem Fahrer war die Kehle durchgeschnitten worden, und ich erklärte meinem Begleiter, wie ich den Wagen gefunden und daß er sich von allein in Bewegung gesetzt hatte.
»Aber das geht nicht.«
»Hexenkräfte sind anders.«
Er wurde noch blasser, ging zurück und schaute gegen den düsteren Himmel. »Ich habe das Kommando. Die anderen beiden sind tot, ich bin dann der nächste.«
»Nein, das werde ich verhindern.«
Er sah aus, als wollte er mich auslachen. Es war auch eine starke Behauptung meinerseits gewesen und für einen Mann, der schlimme Dinge erlebt hatte, kaum zu begreifen.
Ich wechselte das Thema und fragte nach seinem Namen. Er hieß Slatko Ivanescu. Noch einmal erklärte ich ihm, wer ich war und erkundigte mich nach Suko und Marek.
Von den beiden hatte er nichts gesehen.
»Gab es denn noch mehr Tote?«
»Ja, eine Frau.«
»Und?«
»Sie war nicht von hier. Sie hatte ein verbranntes Gesicht. Die Hexe muß sie erwischt haben.«
Ich wunderte mich. »Wenn sie nicht von hier war, hat sie wahrscheinlich zu den anderen gehört.«
»Welchen?«
»Die es mit der Hexe halten.«
»Das weiß ich alles nicht. Ich will, daß diese verdammte Nacht vorbeigeht. Ich habe schon gedacht, von hier zu verschwinden. Dieses Grauen kann man nicht aushalten.«
»Da haben Sie recht.«
»Dann werden wir abziehen.«

Seiner Hoffnung mußte ich einen Dämpfer aufsetzen. »Ich weiß nicht, ob es die Hexe zulassen wird. Ich will Ihnen keine Angst einjagen, Ivanescu, aber Assunga treibt ihr Spiel. Sie will die Polizeimacht vernichten, davon müssen Sie ausgehen.«

»Aber warum denn?« schrie er.

»Sie braucht eine Bestätigung für denjenigen, den sie irgendwann besuchen wird.« Mehr sagte ich nicht, wandte mich ab, weil ich den Platz inspizieren wollte.

Slatko Ivanescu blieb zurück. Er mußte das Erfahrene zunächst einmal verdauen. Ich hörte noch, wie er einige Sätze zu sich selbst sprach.

Der Bahnhof lag mir gegenüber. Dort, wo die Laternen brannten, sah ich auch die Schienen.

Nahe des Lichts glänzten sie noch auf. Rechts und links davon wurden sie von der Dunkelheit verschluckt.

Das Gebäude mit dem Flachdach stand auf mehreren Pfeilern. Es sah aus wie eine übergroße Pergola, die nur an der linken Seite einen kompakteren Steinbau aufwies, weil dort die Fahrkarten verkauft wurden und auch die Post untergebracht worden war.

Ich wußte selbst nicht, was ich genau suchte. Ich hatte einfach das Gefühl, daß sich Assunga und ihre Helferinnen in der Nähe aufhielten, daß die diesen Platz zu einem Ort des Todes machen wollten. Schließlich war auch der Wagen auf magische Art und Weise vor den Bahnhof gelenkt worden.

Der Platz glich zwar keinem Heerlager, aber er war auch nicht weit davon entfernt.

Nie stand nur ein Polizist herum und wachte. Die Männer waren zumindest zu zweit. Manche auch zu dritt oder zu viert. Sie flüsterten, wenn sie sprachen, und sie hielten Waffen schußbereit, die Finger berührten die Abzüge.

Ich legte die Hand um das Kreuz.

Keine Erwärmung, die auf eine Gefahr hingewiesen hätte.

Ich schaute auf die Uhr.

Drei Minuten bis zur Tageswende!

Die Mitternacht war immer etwas Besonderes. In allen Kulturen und bei allen Völkern hatte der Übergang von einem auf den anderen Tag eine große Rolle gespielt.

Das war auch hier in Rumänien nicht anders. Denn um Mitternacht waren oft genug in den lauen Vollmondnächten die Vampire gekommen und hatten sich auf die unschuldigen Opfer gestürzt.

Vampire spielten diesmal keine Rolle, dafür eine Hexe. Und ich dachte daran, daß sie in der letzten Zeit immer stärker geworden waren. Sie hatten sich sehr stark in den Vordergrund geschoben, da brauchte ich nur an Francine Joy zu denken, die TV-Tante, die wir

über ziemlich lange Zeit gejagt hatten.
Sie hatte sich als eine moderne Hexe ausgegeben und andere Ziele verfolgt als Assunga.
Dennoch stand hinter den beiden die mächtige Lilith, die erste Hure des Himmels, die Person, die das weibliche Böse dokumentierte und die schon in den vorchristlichen Kulturen eine große Rolle gespielt hatte.
Lilith die Mächtige, Lilith die Grausame - ein Wesen, das Tod und Verderben brachte.
Assunga diente ihr, aber sie hatte etwas anderes vor. Sie wollte zu Mallmann, sie wollte an seine Seite gelangen, um sich und gleichzeitig auch ihn zu stärken.
Wenn das eintrat, gab es wieder eine neue Konstellation, denn Mallmann gehörte zu den Schwarzblütlern, die der Hölle nicht gerade angenehm waren. Er stand in der Konkurrenz zum Teufel, denn der wiederum wollte keinen Mächtigen neben sich hochkommen lassen.
Wenn er sich nun mit Assunga zusammentat, hinter der wiederum Lilith stand, da war eine Konkurrenzsituation der besonderen Art gegeben. Dann kämpften indirekt Asmodis und auch Lilith gegeneinander. Und wie der Teufel da Ordnung hineinbringen wollte, das konnte ich mir nicht vorstellen.
Ich blieb stehen, weil ich den Bahnhof fast erreicht hatte. Links von mir liefen die Gleise gegen einen Prellbock.
Dort standen zwei alte ausrangierte Wagen, deren Dächer Löcher aufwiesen.
Mir kam der Gedanke, daß diese sich durchaus als Versteck eigneten, denn ich dachte daran, daß die Hexe in einem alten Waggon wiedererweckt worden war.
Sollte sie sich dort versteckt halten?
Die beiden Wagen bewegten sich nicht. Ich war leider zu weit entfernt, um sehen zu können, ob sich auch hinter den Fenstern Bewegungen abzeichneten.
Aber ich wollte mir die Wagen anschauen. Bis zu den Prellböcken betrug die Entfernung knapp hundert Meter.
Es blieb bei meinem Vorsatz!
Hinter mir- hörte ich einen erschreckten Ruf. Verstehen konnte ich nichts, kreiselte herum und bekam den nächsten Schrei mit, den ich allerdings sehr gut verstand.
»Feuer!«
Eiskörner jagten über meinen Rücken. Ich dachte sofort an das Feuer der Hexe, an die höllischen Flammen, in denen Menschen verbrannten wie Papier.
Polizisten jagten über den Platz, und das mußten sie auch, wenn sie sich in Deckung bringen wollten. Zwei Autos brannten!

Mächtige Flammen schlugen hoch. Die Hitze hatte die Fahrzeuge bereits deformiert. Rauch, der aussah wie Schmiere, stieg in die Höhe, vermischte sich mit der Luft, trieb als schwarzer Nebel heran und raubte denen, die in seiner Richtung standen, den Atem.

Die beiden größeren Wagen brannten. Keiner hatte gesehen, wie dies geschehen war, aber es war ja nicht nur das Feuer allein, das große Gefahr brachte.

Die Tanks der Fahrzeuge waren voll. Wenn das Zeug explodierte, sah es bitter aus.

Der erste. Wagen flog in die Luft.

Ein Regen aus brennendem Benzin wurde in die Höhe geschleudert und bildete einen flammenden Tropfenpilz. Und auch die mächtige Druckwelle blieb nicht aus.

Sie fegte über den Platz hinweg, hatte Zeit, sich ausbreiten zu können, und ich gehörte dabei zu den Glücklichen, die ziemlich weit von ihr entfernt lagen.

Sie wütete über meinen Rücken hinweg. Ich schaute in die Höhe. Das brennende Benzin verteilte sich, die Druckwelle hatte zudem einige Männer von den Beinen gerissen, die schreiend oder fluchend am Boden lagen. Bei einem brannte die Jacke, ein anderer kroch mit brennenden Hosenbeinen weg und beging den Fehler, zu nahe an den zweiten brennenden Wagen heranzukommen.

Auch der flog in die Luft!

Riesenhände schienen ihn zerrissen zu haben. Er war zerfetzt worden, er jagte als brennende Waffenteile in alle Richtungen weg. Ein furchtbarer Schrei gellte auf, als der kriechende Mann von einem glühenden Teil in den Rücken getroffen wurde.

Er starb.

Andere lagen am Boden.

Slatko Ivanescu lief völlig kopflos über den Platz. Er schrie Befehle, die niemand hörte.

Ich richtete mich auf.

Schwarzer Qualm drang mir entgegen, hüllte mich ein wie in einen Mantel und raubte mir die Luft und die Sicht.

Zwei Laternen waren von umherfliegenden Trümmern erwischt und gelöscht worden.

Die Fahrzeuge brannten noch immer. Das Feuer hatte auch die Reifen erfaßt und schmolz sie zusammen. Der eklige Gummigestank raubte einem Menschen den Atem.

Aber ich mußte hindurch.

Egal, wohin ich lief, die Sicht war immer beeinträchtigt. Die beiden ausrangierten Eisenbahnwagen hatte ich vergessen. Ich glaubte nicht mehr daran, daß ich Assunga und ihre Helferinnen dort noch finden würde. Sie mußten sich einfach im Zentrum des Schreckens aufhalten.

Das war ihre Nacht, die Nacht der bösen Frauen.

Ich konnte nicht mehr den direkten Weg über den Platz nehmen. Immer wieder platzte etwas in den Trümmern der beiden Fahrzeuge auf. Dann flogen brennende Sprittropfen durch die Luft und senkten sich als gefährlicher Regen über den Platz.

Ich passierte den Toten. Er lag auf dem Bauch. Seine Hosenbeine waren verbrannt, der Rücken sah furchtbar aus.

Dann sah ich Slatko Ivanescu. Auch er sah mich im selben Augenblick und winkte mit beiden Händen.

Er taumelte auf mich zu. »Es ist das Chaos!« brüllte er. »Es gibt keine Ordnung mehr!«

»Haben Sie die Hexen gesehen?«

»Nein, ich…«

Ein lautes, häßliches, schrilles Kichern unterbrach seine Worte. Gleichzeitig änderte er seine Blickrichtung und schaute an mir vorbei. Seine Augen sahen plötzlich aus wie Glas. Saugend holte er Luft, der Finger zitterte, den er ausstreckte.

Ich ahnte etwas.

Ich drehte mich um.

Das Kichern blieb.

Assunga hatte es ausgestoßen. Wie eine Königin stand sie, eingehüllt in ihren Mantel auf dem Dach des Bahnhofsgebäudes. Unter ihr und auf dem Vorplatz bewegten sich vier Frauen, die allesamt aus der Vergangenheit stammten und Assunga treu ergeben waren.

Sie würden jeden Befehl befolgen, sie würden töten, sie würden alle vernichten.

Ich hörte Ivanescu hart und scharf atmen. Er jammerte leise vor sich hin.

»Bleiben sie ruhig«, flüsterte ich ihm zu. »Machen sie um Himmels willen keine Panik.«

»Ja, aber…«

»Nichts aber, mein Lieber.«

»Gut, ich werde…«

Bevor ich mich um die Hexe und deren Helferinnen kümmerte, drehte ich mich noch einmal um.

»Sie halten sich raus!« sagte ich ihm, darauf hoffend, daß er mein schlechtes Rumänisch verstand.

»Sie halten sich hier immer raus. Sie werden mir die Hexe überlassen. Ich bin ihretwegen erschienen. Ich will sie stellen, ich muß sie stellen. Kümmern Sie sich um ihre Männer. Sorgen Sie dafür, daß sie zusammenbleiben. Suchen sie sich meinetwegen ein Versteck, aber versuchen Sie bitte nicht, hier den Helden zu spielen.«

»Ja, ja - aber schaffen Sie das denn?«

»Ich werde es versuchen!«

»Gott sei mit Ihnen« flüsterte er hektisch und rannte davon.
Ich aber drehte mich um und trat den vier Helferinnen der Hexe entgegen…

***

Noch immer brannten und kokelten die beiden Fahrzeuge, und noch immer wehte Rauch über den.
Platz, der mir ins Gesicht biß, in meine Nasenlöcher drang, auch in den Mund hineinglitt und im Rachen kratzte, so daß ich mich räuspern mußte.
Ein wenig kam ich mir vor wie ein Westernheld, der gegen eine zu große Anzahl von Feinden antritt.
Einer gegen fünf!
Das konnte schiefgehen!
Sie kamen mit kleinen Schritten. Ich entdeckte keine Waffen an ihnen und konnte gleichzeitig nicht glauben, daß sie sich allein auf ihre Körperkräfte verließen.
Wahrscheinlich hatte die Hexe sie bereits mit Parakräften ausgestattet, und wahrscheinlich warteten sie darauf, sie endlich gegen mich einsetzen zu können.
Oft genug hatte ich Hexen gegenübergestanden und auch gegen die gefightet.
Bisher war ich der Sieger geblieben, aber wenn sie gemeinsam gegen mich angingen, sah es bitter aus.
Ich schob meine rechte Hand in die Tasche, wo ich das Kreuz umklammerte. Zum rechten Zeitpunkt würde ich es hervorholen, noch hielt ich den Trumpf versteckt.
Assunga rührte sich nicht. Sie stand auf dem Dach des Bahnhofs wie eine große Regisseurin, die darauf wartete, daß die Szene zu ihren Gunsten ausging.
Die Distanz verringerte sich.
Ich konnte mich schon auf die Gesichter der vier Frauen konzentrieren und erkennen, daß ihre Augen einen bösen Blick angenommen hatten. Dieser Blick war schwer zu beschreiben. Um ihn zu identifizieren, brauchte man einfach Erfahrung.
Ich besaß sie…
Die Augen der Hexe konnten das Höllenfeuer schicken. Ich fragte mich, ob es auch ihre vier Helferinnen schafften. Waren sie von Assunga dermaßen stark beeinflußt worden, daß sie…
Meine Gedanken stockten, denn vor mir veränderte sich das Bild schlagartig.
Zwei Frauen stiegen hoch.
Es war, als würden böse Engel dem Himmel entgegenfahren. Allein die Kraft der Hexengedanken bewegte sie, und wieder einmal bewies

Assunga, wozu sie fähig war.
Auf den Gesichtern der in die Höhe schwebenden Personen erschien ein kaltes Lächeln. Sie genossen ihre Macht, während die anderen beiden ruhig standen.
Alle vier Frauen waren mit leichten Gewändern bekleidet, deren Stoff im wechselnden Farbenspiel zwischen Feuerlicht und Schatten aussah, als würde er Wellen werfen.
Als sie eine bestimmte Höhe erreicht hatten, kamen sie zur Ruhe. Beide breiteten die Arme aus.
Schultern und Handgelenke bildeten jetzt eine Gerade.
Was hatten sie vor?
Waffen sah ich noch immer nicht, aber ich hörte Assungas Stimme, die mir voller Haß entgegenschrie.
»Bevor ich ihn besuche, werde ich dich vernichten, Mann mit dem Kreuz! Ich schwöre es dir. Du bist allein, aber wir stehen dir zu fünft gegenüber. Fünf gegen einen, das ist zu viel für dich!«
»Irrtum, Assunga!«
Die Stimme klang wie ein Peitschenschlag über den Platz. »Du irrst dich gewaltig. Nicht fünf gegen einen, sondern drei gegen fünf. Da sieht das schon anders aus!«
Ich schaute nach rechts. Dort erschien Suko.
Er nickte mir kurz zu.
Dann blickte ich nach links.
Dort kam Frantisek Marek!
In seiner rechten Hand hielt er die alte Pistole. Suko und ich wußten, daß sie mit geweihten Silberkugeln geladen war.
Und auch ich zog meine Beretta!

***

Ich schoß nicht, auch Suko und Marek hielten sich noch zurück, aber ich hörte den Wutschrei der Hexe, die noch immer auf dem Dach stand und sich in den Mantel hüllte.
»Keine Panik, John«, sagte der Inspektor. »Wir erledigen das. Kümmere du dich um Assunga!«
»Sei vorsichtig. Die vier Frauen können unschuldig…«
Suko lachte nur. »Unschuldig. Die sind ebensowenig unschuldig wie eine Hure vom Strich. Die haben Morde auf dem Gewissen, sie sind beseelt von Assungas Kraft, sie spielt mit ihnen, sie macht mit ihnen, was sie will. Sie ist ihre Herrin, und sie zeigt es ihnen sehr deutlich. Überlasse sie uns, John!«
»Okay.«
Assunga hatte unser Gespräch gehört. »Ja«, rief sie mir entgegen. »Komm nur her, Mann mit dem Kreuz! Komm nur her zu mir. Wir beide, wir ganz allein.«

Ich startete und ging schon nach wenigen Schritten sehr schnell, weil ich es so rasch wie möglich hinter mich bringen wollte. Dabei hoffte ich, daß Suko und Marek die vier Frauen gut genug unter Kontrolle behielten, damit ich mich um die Hexe kümmern konnte.

Sie ließen mich passieren.

Von der rechten Seite her kam Suko heran. Er hielt die Beretta in der rechten Hand. Die Dämonenpeitsche steckte ausgefahren in seinem Gürtel. Marek kam von links. Er machte den Eindruck, als würde Charles Bronson zum letztenmal rotsehen.

Irgendwie fühlte ich mich sogar sicher, daß wir es schaffen würden. Die konnten nicht gewinnen.

Schreie gellten auf.

Ich blieb stehen, drehte mich um und sah einige Polizisten, die von unsichtbaren und ungemein starken Kräften aus ihrer Deckung und durch den Staub geschleift wurden.

Sie konnten nichts dagegen tun. Assunga war einfach zu stark. Sie spielte mit den Männern, sie riß sie hoch, schleuderte sie in der Luft herum, so daß sie sich wie Kreisel bewegten, aber darauf kam es ihr primär nicht an.

Wichtig war, daß diese Soldaten ihre Waffen verloren. Und das trat leider ein. Es gelang ihnen nicht, die Gewehre festzuhalten. Ich sah sie durch die Luft taumeln, erkannte, wie sie sich überschlugen, wie zwei Pistolen folgten und bekam auch mit, wie die letzten beiden Frauen in die Höhe schwebten.

Assunga setzte ihre starken Parakräfte ein, um die Situation für sich zu entscheiden.

Die Waffen bewegten sich in einer gefährlichen Höhe auf die Frauen zu. Sie würden in ihre Arme fliegen, und eigentlich hätten Suko und Marek jetzt schießen müssen.

Sie taten es nicht.

Sie waren keine Killer, denn auch ich hätte in dieser Lage, wo keine akute Lebensgefahr bestand, nicht geschossen.

Dann feuerte Suko doch.

»Die letzte Warnung!« brüllte er.

Assunga lachte dazwischen.

»Tatsächlich?«

Ihr Wort alarmierte mich. Ich rechnete mit dem Schlimmsten und täuschte mich nicht.

Suko und Marek schrieen auf, als die Hexe sie mit ihren Kräften erwischte.

Plötzlich lagen sie am Boden, wo sie sich wie Kreisel um die eigene Achse drehten.

»Ich werde dafür sorgen, daß sie sieh die Kugeln selbst in die Köpfe schießen!« schrie Assunga und breitete zum Zeichen des Sieges ihren

Mantel aus.
Genau in diesem Augenblick hatten die Waffen die vier in der Luft schwebenden Frauen erreicht.
Hände griffen zu. Umfaßten die Gewehre, auch die beiden Pistolen, und sie würden uns abschießen können wie die Hasen…

***

Was sollte ich tun?
Mein gesamter Plan, den ich mir so schön vorgestellt hatte, war durch dieses Ereignis zerrissen worden. Suko und Marek wurden in die Höhe geschleudert. Sie bekamen Stöße in den Rücken und taumelten auf die Mitte des Platzes zu, wo auch ich mich aufhielt. Wenn die Frauen schossen, sollten die Ziele so nah wie möglich bei ihnen sein.
Die vier hantierten mit den Waffen, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Eine verrückte Idee schoß mir durch den Kopf, die allerdings so verrückt nicht war, wenn ich näher darüber nachdachte.
Wären die Waffen von modernen Menschen in die Hände genommen worden, hätten Suko und Marek keine Chance mehr gehabt. Aber die Frauen stammten aus einer Zeit, die um einige hundert Jahre zurücklag, da waren noch keine Pistolen und Gewehre erfunden. So konnten sie mit diesen Dingern vorläufig nichts anfangen.
Irgendwann würden sie es schaffen, da war ich mir sicher. Ich hoffte, daß es noch dauerte, und für mich war es wichtig, an die Hexe Assunga heranzukommen.
Ich drückte meinen Freunden die Daumen und rannte mit langen Sätzen dem Bahnhof entgegen.
Diesmal ließ ich das Kreuz nicht in der Tasche.
Assunga erwartete mich!
Sie stand noch immer auf dem Dach, den Mantel hielt sie wieder geschlossen.
Aus ihren Augen strahlte mir kein Feuer entgegen, sie hatten trotzdem einen harten, dämonischen und nicht menschlichen Glanz bekommen. Der Mund war verzogen, er bildete einen sehr häßlichen Fleck in ihrem Gesicht.
Sie sah mich kommen, sie sah auch das Kreuz in meiner Hand und lachte mich aus.
Wenig später verging ihr das Lachen.
Da hatte ich die Formel gesprochen!

***

Suko konnte nichts zu. Er schien von unzähligen Händen berührt zu werden, die einfach überall waren, die ihn auf dem Boden herumschleuderten, die ihn mal ihn die Höhe schleuderten und dann zu Boden hämmerten, wo er mehr als einmal hart aufschlug.

Er wühlte den Staub auf, als wäre er ein Tier, das mit seinen Pfoten über den Boden kratzt.
Marek erging es nicht anders.
Er lag auf dem Rücken, drehte sich, kam mal zur Ruhe, wurde angehoben und wieder mit einem wuchtigen Schlag auf den Rücken geschleudert, so daß er mit dem Hinterkopf hart aufschlug.
Er fluchte, er schrie, er war wie von Sinnen, er stemmte sich auch gegen die mächtigen Kräfte an, aber er bekam keine Chance, denn Assunga war zu stark.
Seine Waffe hatte er längst verloren. Sie lag irgendwo außer Reichweite.
Wenn er sich jetzt verteidigen wollte, mußte er seinen angespitzten Eichenpflock nehmen.
Dazu würden ihm die vier bösen Frauen kaum Gelegenheit geben. Assunga ließ Marek zur Ruhe kommen, aber sie hatte dabei seine Glieder so verdreht, daß sie schmerzten und sich anfühlten, als wären sie mit irgendwelchen Drähten gefesselt.
Über sich sah er die Frauen!
Sie waren bewaffnet. Alle hielten Gewehre fest. Die älteste unter ihnen zusätzlich noch einen Revolver, aber sie schossen nicht, weil sie über die Funktion dieser Waffen nicht Bescheid wußten, sie sich anschauten, auch damit schlugen, aber sie nicht abfeuerten.
Dennoch war es nur eine Frage der Zeit - Sekunden vielleicht -, bis sie die eigentliche Funktion herausgefunden hatten. Und aus einem Schnellfeuergewehr abgeschossene Kugeln würden immer das Ziel treffen.
Der erste Schuß fiel!
Marek und Suko schraken zusammen, aber die Kugel traf nicht. Sie jagte in den Himmel.
Die Frauen erschraken.
Es war Sena, die geschossen hatte. Sie schüttelte den Kopf, schaute gegen die Mündung, lachte plötzlich, drückte noch einmal ab, hämmerte die Kugel in den Boden, dann wußte sie Bescheid.
Sie drehte das Gewehr.
Noch pendelte die Mündung.
Dann zielte sie auf den bewegungslosen Suko.
Ihm stockte der Atem!

***

Mir aber nicht. Denn ich hatte mit voller Kraft die Formel geschrieen. Daß hinter mir geschossen wurde, bekam ich nur am Rande mit, und meine lateinisch gesprochenen Worte hingen noch als Echo in der Luft. Sie waren Assunga entgegengeschwungen.
»Terra pestem teneto salus hic maneto!«

Das war es gewesen, das mußte es gewesen sein, denn nun zeigte das Kreuz, wozu es in der Lage war.

An den Enden strahlte es auf.

Ein Licht greller und heller als das der Sonne. Ein Strahlen, das schon einen überirdischen Glanz aufwies. Die Kräfte des Lichts, des Guten, kompakt gegen Assunga geschleudert, gegen die Manifestation des Bösen, die aus der feuchten Erde gestiegen war und sich die Jugend einer jungen Frau geraubt hatte.

Das Licht war gewaltig.

Es strahlte gegen sie.

Assunga, schrie!

Sie kam mir plötzlich vor wie eine Projektion. Und ihre Arme ruckten und zuckten, als sie es schaffte, ihren Mantel mit dem Futter aus Menschenhaut noch enger um ihren Körper zu zerren.

Einen Gedankenblitz ihrerseits brauchte sie nur, um zu verschwinden, mehr nicht.

Sie tat es.

Und ich bekam ein Bild präsentiert, das ich nie vergessen würde. Es war, als würde sich ein bestimmter Teil des Platzes hier zusammenziehen, sich auf ein eng begrenztes Gebiet konzentrieren, wo es eigentlich nur die eine Person gab.

Die Hexe!

Sie stand da, sie umhüllte das Licht wie ein Vorhang ohne Schatten, aber sie war nicht mehr da.

Sie hätte zerfallen müssen, doch sie tat es nicht.

Assunga war verschwunden!

Das Licht hatte sie nicht schnell genug umfangen können. Was ich sah, war noch eine Projektion ihrer Gestalt, als hätte sie jemand aus der Wand des hellen Lichtes herausgeschnitten.

Es war wie eine Lücke.

Nur besaß dieser Durchschlupf genau die Gestalt der Hexe, und das war alles.

Assunga selbst gab es nicht mehr!

Ich schaute auf mein Kreuz.

Es lag normal auf der Hand. Die Magie steckte zwar noch in ihm, nur strahlte es nicht mehr.

Im Silber sah ich mein Spiegelbild wie mein Gesicht, als hätte dort jemand mit einem Schwamm darüber gewischt. Meine Augen brannten, ich schaute auf den leeren Bahnhof und dachte daran, daß es mir nicht gelungen war, Assunga zu stoppen.

Der Mantel hatte sie gerettet.

Ich hörte hinter mir aufgeregte Stimmen. Suko und Marek fielen mir ein. Ich drehte mich um, und meine Augen weiteten sich vor Staunen…

***

Suko und Marek konnten es nicht begreifen, daß sie noch am Leben waren. Sie hatten auf dem Boden gelegen, sie hatten die Schüsse gehört, aber keine Kugel hatte getroffen.

Sie lebten… sie bewegten sich, und sie bewegten sich so, wie sie es wollten, keiner von ihnen gehorchte mehr den Kräften der Hexe. Mit zitternden Gliedern standen sie auf. Die Schmerzen spürten sie in den Armgelenken ebenso wie in den Beinen oder auf den Rippen. Auch ihre Rücken waren in Mitleidenschaft gezogen worden. Es schmerzte so, als hätten sie zahlreiche Prellungen abbekommen.

Aber sie konnten sich bewegen, sie lachten, auch wenn sie gingen wie Schwerkranke.

Die Soldaten hielten sich zurück. Noch immer wehten Rauchwolken schwarz und fettig über den Platz. Aber sie waren bereits dünner geworden und in der Nacht kaum noch zu sehen.

Der Rauch und ihre eigenen Probleme interessierten Suko und Marek nur am Rande.

Etwas anderes war viel wichtiger.

Vor ihnen lagen vier Frauen auf dem Boden. Die Kraft der Hexe hatte sie nicht mehr halten können.

Sie waren aus der Höhe niedergestürzt, zwei von ihnen hatten sich leicht verletzt, eine andere hielt sich den rechten Fußknöchel, aber sie alle hatten eines gemeinsam.

Den staunenden und nicht zu begreifenden Blick für eine Welt, in der sie nicht geboren waren.

Frantisek Marek mußte plötzlich lachen. Er schüttelte dabei den Kopf und fragte Suko: »Was machen wir denn jetzt mit ihnen?«

»Das weiß ich auch nicht…«

***

Die vier Geretteten bekamen zu essen und zu trinken. Wir saßen mit ihnen in einem Gasthaus zusammen, auch Ivanescu war dabei, und er wußte ebenfalls keinen Rat.

Der Hexenbann war verflogen. Wir machten den Frauen behutsam klar, in welch einer Zeit sie sich befanden, aber ihre Gesichter zeigten Unglauben.

Hier im Ort konnten sie nicht bleiben. Das war den Bewohnern einfach nicht zuzumuten.

»Welche Möglichkeiten gibt es dann?« fragte Marek.

»Du bist gefordert«, sagte ich.

»Wieso denn?«

»Nimm sie mit nach Petrila. Dein Haus ist groß genug. Gib ihnen Unterricht, mach sie mit den veränderten Möglichkeiten vertraut. Lehre sie das Lesen und Schreiben und führe sie so behutsam in die

neue Zeit hinein. Das ist die beste Lösung.«

Natürlich wollte Marek protestieren, aber Suko stimmte mir voll und ganz zu, so daß der Pfähler nicht mehr dazu kam, Widerspruch zu leisten. Er verbarg schließlich sein Gesicht in beiden Händen und nickte irgendwann.

»Aber eines sage ich euch«, quetschte er noch hervor, »heiraten werde ich keine von ihnen. Wenn sie dann schon bei mir bleiben, kann ich sie ja auch auf die Vampirjagd vorbereiten. So können sie sich wenigstens nützlich machen…«

Frantisek Marek erntete von uns keinen Widerspruch…

ENDE des Dreiteilers